Ergänzungshefte zur Neuen Zeit
Nr. 20 * 1914/1915 * Ausgegeben am 30. Oktober 1914

Rasse und Judentum

Von K. Kautsky

Herausgegeben von der Buchhandlung Vorwärts,
Paul Singer G.m.b.H. Berlin,
für den Verlag J.H.W. Dietz Nachf. G.m.b.H. Stuttgart.

44
615

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Vorwort	1
1. Rassentheorien	5
2. Tierrassen	9
a. Haustiere	9
b. Wilde Tiere	11
3. Menschenrassen	19
4. Die Teilung der Menschheit nach Rassen	28
5. Körperliche Merkmale der jüdischen Rasse	39
6. Geistige Merkmale der jüdischen Rasse	53
7. Die Assimilierung der Juden	61
8. Der Antisemitismus	67
9. Der Zionismus	77
10. Rassenmischung	84

❖ ❖ ❖

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

Ergänzungshefte zur Neuen Zeit

Nummer 20 o o o o o o o o o o o Ausgegeben am 30. Oktober 1914

Rasse und Judentum.

Von K. Kautsky.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit war schon im Juni dieses Jahres fertig und bestimmt, zu Anfang August der »Neuen Zeit« beigelegt zu werden. Der hereinbrechende Krieg drängte jeden Gedanken an Dinge zurück, die nicht unmittelbar mit dem großen Völkerringen zusammenhingen. Das erschien mir als der ungeeignetste Moment, eine theoretische Arbeit erscheinen zu lassen. Ich verschob daher ihre Herausgabe.

Jetzt hat die anfängliche Panikstimmung aufgehört, hat aber auch das Thema, das ich hier behandle, aktuelle Bedeutung gewonnen. Neben dem Kampf der Waffen auf den Kriegsschauplätzen entspann sich der Kampf der Federn in den Stuben der Journalisten und Professoren, und damit tauchte die unvermeidliche Rassentheorie wieder auf, von der ich hier handle.

Statt den Krieg aus den konkreten ökonomischen und politischen Verhältnissen der kriegführenden Staaten zu erklären, statt ihn als ein Ereignis zu betrachten, das durch eine bestimmte Politik, bestimmte ökonomische Tendenzen und Machtverhältnisse herbeigeführt wurde, und das bei einer anderen Politik, anderen Tendenzen und Machtverhältnissen nicht eingetreten wäre, wird er als eine unvermeidliche Naturnotwendigkeit hingestellt, als eine Phase des Kampfes der Rassen. Eines Kampfes, den die Natur gebiete und der nie aufhören könne. Er sei ein Krieg der germanischen Rasse gegen — ja gegen wen?

Hier gerät die Weisheit der Herren Professoren und Journalisten in schwere Bedrängnis: auf der einen Seite nennen sie das verbündete Österreich »blutsverwandt« — mit seinen Magyaren, Rumänen, Slawen. Auf der anderen Seite steht England, das »blutsverwandte«, im Bündnis mit Slawen und Romanen.

Wie gefährlich, den Rassenkampf der Germanen gegen die Slawen zu predigen, wenn man auf die Bundeshilfe von Tschechen, Polen, Slowenen, Kroaten usw. angewiesen ist. Und nicht weniger gefährlich das Proklamieren des Rassenkampfes der Germanen gegen die Romanen, wenn man auf die Neutralität Spaniens und namentlich Italiens sowie Rumäniens Wert legt.

Die Herren Rassentheoretiker machen die sonderbarsten Kapriolen, um ihre Theorien vom Rassenkampf in dieser verzwickten Situation zu retten. Die »Rasse« nimmt jetzt noch absurdere Formen an, als sie bisher schon gehabt hat.

Da hat zum Beispiel der Geheime Hofrat Professor Dr. Karl Lamprecht im »Berliner Tageblatt« vom 23. August einen Artikel über den »Krieg der Völker« veröffentlicht, in dem er unter anderem erzählt, nie seien die deutschen Sympathien in den germanischen neutralen Staaten größer gewesen als eben jetzt:

Man weiß, wie gespannt manchmal das Verhältnis der Schweiz, nicht minder dasjenige Hollands oder Dänemarks oder Norwegens zum Deutschen Reiche zu sein schien. Heute ist alles dies vergessen. Das Blut schlägt durch.

So schlecht bewandert ist unser Historiker in der Geschichte seiner Zeit, daß er nichts von den zahlreichen deutschen Klagen gehört hat, in den genannten Ländern ebenso wie in Schweden, das Lamprecht auffallenderweise vergißt, schlage das »Blut nicht durch«, sondern fänden alle Darstellungen der Gegner Deutschlands ein williges Ohr!

Nun aber die Slawen? Da entdeckt unser Professor in ihnen einen schroffen Gegensatz, den zwischen dem »mongolisch-tatarischen« Rußland und dem westlichen, »lateinischen Slawentum« — daher Rassenkampf innerhalb der slawischen Welt. Die neue Rasse der »lateinischen Slawen« ist natürlich nichts anderes als die Zusammenfassung der slawischen Völker katholischer Religion. Diese Erfindung einer katholischen Rasse erfolgte gleichzeitig mit der Wallfahrt zur polnischen Mutter Gottes von Czenstochau, mit der ein Kollege Lamprechts, der Professor Jastrow, den Rassenkampf des Germanentums gegen die slawische Unkultur eröffnete.

Doch auch das »lateinische Slawentum« führt Lamprecht noch nicht aus dem Labyrinth des heutigen »Rassenkampfes«. Er schließt seinen Artikel mit den Worten:

Vergegenwärtigt man sich diese Konstellation, so erscheint der heutige Krieg als ein letzter Kampf des Germanentums und des lateinischen Slawentums gegen die eindringende östliche Barbarei, und eine einzige gerade Linie führt von den Kämpfen gegen Hunnen und Magyaren und Türken bis zu den sich entfaltenden Ereignissen der Gegenwart.

Nehmen Sie sich in acht, Herr Professor, von Magyaren und Türken in diesem Tone zu sprechen. In dem jetzigen Kampfe des Germanentums und des lateinischen Slawentums Österreichs gegen die »mongolisch-tatarischen« Russen sind die Führer die »mongolisch-tatarischen« Magyaren und die besten Freunde die »mongolisch-tatarischen« Türken.

Nicht minder verzwickt ist die Situation für den Rassentheoretiker im Westen. Lamprecht findet, Frankreich sei »innerhalb des Bereichs seiner Rasse vereinsamt«. Denn »bis jetzt wenigstens hat es sich gezeigt, daß bei den Italienern die Rassengefühle nicht stark genug waren, um die staatlichen Anforderungen und die politische Einsicht zu unterdrücken«.

Sonst proklamieren die Herren Rassentheoretiker das »Rassegefühl« als die höchste politische Einsicht, als den nie versagenden Leitstern in allen politischen Kämpfen. Nun plötzlich heißt es, daß politische Einsicht und Rassegefühl zwei sehr verschiedene Dinge seien und man froh sein müsse, wenn dieses Gefühl jene Einsicht nicht unterdrücke — freilich nur in Italien. Bei den Germanen muß »das Blut durchschlagen«. Von Portugal und Spanien wieder heißt es, sie seien »nichts mehr als verkappte Domänen englischer Herrschaft«. So ist Frankreich unter den Romanen isoliert. Was wird aber dann aus dem so pathetisch verkündeten Kampfe des Germanentums gegen das Romanentum?

Übrigens, was soll der Hinweis auf die englische Herrschaft in Portugal und Spanien hier bedeuten? Er kann doch unmöglich ihre Neutralität erklären? Wären sie wirklich nur verkappte Domänen englischer Herrschaft, hätten sie doch jetzt Deutschland den Krieg erklärt!

Endlich England selbst! Seine Haltung paßt schon gar nicht in das Schema des Rassenkampfes. Anstatt sie aus weltpolitischen Interessen und Gegensätzen zu erklären, zieht es die naturwissenschaftliche Rassentheorie vor, die englische Politik dem angeborenen Rassencharakter der Treulosigkeit zuzuschreiben — das perfide Albion! —, wobei man freilich wieder in Konflikt damit kommt, daß gerade die Treue zu den unverlöschlichsten Kennzeichen der germanischen Rasse gehört.

Doch auch da weiß man sich zu helfen. Wozu hat man denn die Kelten? Je weniger man von ihnen weiß, um so mehr sind sie an allem Unheil der Weltgeschichte schuld. So bemerkt auch Lamprecht: »Man beachte, von welchem nicht mehr rein germanischen, sondern vielmehr keltischen Geist das zentrale Land des britischen Weltreichs erfaßt ist.«

Mit dieser Entdeckung ist man indes noch nicht aus allen Schwierigkeiten. Ist damit die Feindschaft zwischen England und Deutschland »naturwissenschaftlich« erklärt, so gilt es noch, nicht minder naturwissenschaftlich die Freundschaft zwischen Deutschland und Amerika zu erklären, die man um keinen Preis missen möchte. Der eigentliche Amerikaner stammt aber von den Engländern ab. Freilich, diese Stammesgenossenschaft hat sich schon längst sehr verdünnt. Das angeblich so verderbliche keltische Blut und keltischer Geist sind durch die Irländer für Amerika zum mindesten ebenso bestimmend geworden wie für England. Dazu aber haben sich im Laufe des letzten Jahrhunderts die Angelsachsen Amerikas gemischt mit Franzosen, Italienern, Spaniern, Indianern, Negern, polnischen Juden, »lateinischen« und »mongolisch-tatarischen« Slawen, ja Mongolen und Tataren selbst.

Wie dieses Gemisch in eine Beziehung zur germanischen Rasse bringen? Nichts einfacher als das. Man braucht nur ein neues Wort dafür zu erfinden. Die Rassentheoretiker gehören auch zu den Leuten, die glauben, die Prägung eines neuen Wortes erschließe eine neue Wahrheit, und so verkündet uns Lamprecht freudestrahlend, das amerikanische Gemisch werde von einigen Journalisten teutonisch genannt, und damit sei seine Blutsbruderschaft mit Deutschland für immer besiegelt:

> Es eröffnet sich von hier aus ein viel weiterer Kreis des für unser Volk maßgebenden Rassetums. Bezeichnen wir die Völker, die in den Grenzen Europas heute mit ihren Sympathien zu uns stehen, kurzweg als Germanen, so macht sich darüber hinaus in dem amerikanischen Gefühl ein neuer Rassebegriff geltend, für den die Amerikaner auch in dem Worte Teutonismus längst einen Ausdruck geprägt haben: und im frohen Genuß dieser außerordentlichen, noch nie in diesem Grade hervorgehobenen Neubildung dürfen wir mit Ausnahme Englands, dessen angelsächsischer Charakter in diesem Augenblick gefährdet erscheint, die lebendige Zukunft einer teutonisch-germanischen Rasse verkünden.

Wenn nur nicht der nächste Handelsvertrag die traute Einheit dieser ad hoc geschaffenen Rasse wieder in wütenden Rassenkampf der germanischen Rasse gegen das »keltische« Amerika umwandelt!

Ein absurderes Wortgeklingel ohne jeden tatsächlichen Hintergrund als derartige Rassenphantasien ist kaum denkbar, es tritt jedoch mit dem Anspruch größter Wissenschaftlichkeit auf und imponiert, um so mehr, je weniger die meisten versucht haben, den Begriff der Rasse wissenschaftlich genau festzustellen.

Und die Jongleurkünste unserer Rassentheoretiker sind nicht bloß sinnlose Spielereien einiger Stubengelehrten. Sie können gerade in einem Moment wie dem jetzigen höchst gefährlich werden. Denn die Gemüter werden an den

Friedensschluß ganz anders herangehen, wenn sie in dem Krieg das Ergebnis besonderer vorübergehender Umstände sehen, als wenn sie ihn als den Ausfluß naturnotwendiger, unauslöschlicher und unüberbrückbarer Rassengegensätze betrachten. Wenn ihr Ziel nicht Verständigung und Freundschaft, sondern Vernichtung oder mindestens tiefgehende Schwächung der anderen Rassen ist, die von Natur aus unsere Todfeinde sein und bleiben müßten.

Da wird eine nicht auf Fachkreise beschränkte Untersuchung des Begriffs der Rasse eine praktische Notwendigkeit.

In der vorliegenden Arbeit beschäftigt sich allerdings nur der erste Teil mit dieser höchst aktuellen Frage. Der zweite Teil gilt der Anwendung des Begriffs der Rasse auf das Judentum. Und dieses Problem scheint im Moment durchaus nicht aktuell zu sein. Es sieht ganz so aus, als sollte der jetzige Krieg auch dem Zionismus ans Leben gehen. Eifrige Zionisten, die eben noch um die Reinheit der jüdischen Rasse aufs ängstlichste besorgt waren und jede Assimilierung aufs schärfste zurückwiesen, haben sich über Nacht in einer Weise assimiliert, daß sie sich geberden, als wären sie Abkömmlinge Hermanns, des Cheruskers. So »schlägt das Blut durch«.

Indes entbehren auch die Ausführungen über das Judentum nicht der Aktualität, denn sie müssen sich eingehender mit der Lage der Juden im russischen Reiche befassen, eines der Elemente, deren Haltung für das Ergebnis des Krieges nicht ohne Bedeutung sein mag.

Diese Haltung scheint keine einheitliche zu sein. Um die jüdischen Interessen in Rußland zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, was in der vorliegenden Arbeit näher erörtert wird, die verzweifelte Lage der Juden Rußlands, die vornehmlich darauf beruht, daß sie auf einen engen Rayon beschränkt wurden, für den sie in den ihnen offenstehenden Berufen viel zu zahlreich sind. Was sie vor allem brauchen, ist Freizügigkeit in einem Großstaat. Sie werden jede Änderung willkommen heißen, die ihnen zum mindesten die Aussicht darauf bietet, dagegen jede ablehnen, die sie ihnen abschneidet.

Die Herstellung eines besonderen polnischen Staates, der von drei Großmächten umschlossen wäre, bedeutete für sie die Verstärkung der gegenwärtigen Abschließung ihres Rayons und die völlige Aussichtslosigkeit, diese Abschließung je los zu werden. Sollte gar dies neue Polen als ein ultramontanes und junkerliches auftreten, würden sie darin eine unerträgliche Verschlechterung ihrer jetzt schon verzweifelten Lage sehen.

Was sie freudig willkommen heißen werden, ist ein freies, demokratisches Polen, das in engster politischer und ökonomischer Verbindung mit einem Großstaat steht, in dem ihrer Freizügigkeit keine Grenzen gesteckt sind.

Die Wirkungen des jetzigen Krieges werden zum großen Teil von der Art der Friedensbedingungen abhängen, davon, ob sie in der Richtung der historischen Entwicklung liegen, eine Reihe von Gebilden und Einrichtungen beseitigen, die den ökonomischen Fortschritt sowie die politische Tätigkeit hemmten und noch schlimmere Zustände schufen, als der Kapitalismus unvermeidlicherweise mit sich bringt.

So kann es vom Ergebnis des Krieges auch abhängen, ob die Frage des Judentums nach ihm fortbesteht oder aufhört, die Kulturvölker zu beschäftigen. Auch insofern wird es von Wichtigkeit sein, ob man das Judentum als unveränderliche Rasse oder als ein Produkt besonderer historischer Zustände betrachtet.

Die von mir hier erörterten Fragen sind also keineswegs Doktorfragen. Sie haben direkte Beziehung zu den Problemen des Krieges. Allerdings mußte ich zur Begründung ihrer Lösung tiefer graben und mich oft weitab von der tosenden Wirklichkeit in die Welt der Laboratorien, Experimente und Berechnungen versenken. Aber die Endergebnisse stehen im Zusammenhang mit den Kämpfen der Gegenwart.

Und darum wage ich es, mitten im Kriege eine theoretische Schrift herauszugeben, die noch in der Atmosphäre ungestörten Friedens abgefaßt wurde.

Berlin, Oktober 1914. K. Kautsky.

1. Rassentheorien.

Was der Jude glaubt, ist einerlei,
In der Rasse liegt die Schweinerei,

lautet das Motto des modernen Antisemitismus, der sich im Gegensatz zu dem naiven Antisemitismus früherer Zeiten mit seinem wissenschaftlichen Sinn brüstet und sich frei fühlt von religiösen Vorurteilen. Wie die Religion ehedem dazu herhalten mußte und noch herhalten muß, alle möglichen weltlichen Sonderinteressen zu decken und zu rechtfertigen, so muß jetzt die Naturwissenschaft dazu dienen, Bestrebungen als naturnotwendige und ewige hinzustellen, die zeitlich und räumlich sehr beschränkten Interessen entspringen.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß früher die Religion und jetzt die Naturwissenschaften eigens zu solchen Zwecken von den Interessenten geschaffen worden seien, wie dies wenigstens von der Religion mitunter behauptet wurde. Sie entspringen ganz anderen Wurzeln. Sobald aber einmal die eine oder andere zu einer Macht geworden war, die das Denken der Menschen beherrscht, wurde jede gesellschaftliche Schicht gedrängt, sich diese Macht dienstbar zu machen und ihre Interessen durch sie zu rechtfertigen.

Als zu Ende des elften Jahrhunderts die bis dahin von Slawen und Arabern bedrängten Völker West- und Mitteleuropas so weit erstarkt waren, zur Offensive übergehen zu können und den reichen Orient zu plündern, da begannen sie ihre Raubzüge — die Kreuzzüge — mit dem Rufe: Gott will es! Und als einige Jahrhunderte später, nachdem die Türken im Mittelmeer wieder die Christen zurückgedrängt, das aufkommende Kapital Westeuropas nach kolonialer Beute rief und in verkommenden Rittern und expropriierten Bauern willige Werkzeuge für seine Abenteuerzüge nach neuen Weltteilen fand, da wurden diese mit Mord und Brand, Plünderung und Sklaverei heimgesucht zur höheren Ehre Gottes, um das Licht der wahren Religion den Heiden zu bringen. Und die Klassenkämpfe in Europa selbst, die damals den Feudalismus zersetzten und den Kapitalismus einleiteten, sie wurden bis ins siebzehnte Jahrhundert von den verschiedenen Parteien geführt mit Berufung auf die Bibel und die Kirchenväter.

Seitdem hat die Religion ihre Macht verloren. In dem Maße, in dem der industrielle Kapitalismus fortschreitet, wird das religiöse durch das naturwissenschaftliche Denken verdrängt. Die Religion erhält sich noch eine Zeitlang als alte Gewohnheit, als konservative Macht, aber die Triebkräfte der gesellschaftlichen Weiterentwicklung hören auf, sich religiöser Denkformen und Argumente zu bedienen. Der Fortschritt der neuen, kapitalistischen Produktionsweise hängt auf das engste zusammen mit dem Fortschritt der Naturwissenschaften. Sie fördern sich beide wechselseitig aufs stärkste. Im Einklang

mit der Naturwissenschaft, das heißt den erkannten Gesetzen der Natur zu sein, wird jetzt von der bürgerlichen Intelligenz als unbedingtes Erfordernis jeglichen gesellschaftlichen Strebens betrachtet, jegliches gesellschaftliche Interesse hat sich daraufhin zu rechtfertigen, ob es vereinbar sei mit den Gesetzen der Natur. Dabei wird jedoch vielfach die menschliche Gesellschaft nicht als besonderes Stück der Natur betrachtet, das ebenso seine besonderen Gesetze hat wie etwa die organische Natur im Unterschied zur anorganischen. Die naturwissenschaftliche Auffassung glaubt, es genüge, die Gesetze der tierischen und pflanzlichen Organismen zu kennen, um die menschliche Gesellschaft zu begreifen. Das Ungenügende dieser Auffassung tritt leicht kraß genug zutage und ergibt dann die Gegenwirkung, daß die menschliche Gesellschaft oder der Mensch als gesellschaftliches, ethisches Wesen aus jeder Naturgesetzlichkeit herausgehoben wird.

Innerhalb dieser beiden Extreme bewegt sich das bürgerliche Denken unserer Zeit.

Nachdem der Darwinismus seinen Siegeszug in der Naturwissenschaft angetreten, wurde es modern, ihn ohne weiteres auch auf gesellschaftliche Zustände anzuwenden. In der Natur gibt es keine Sprünge, sondern nur unmerkliche Umwandlungen, also wird jede Revolution durch die Naturwissenschaft als eine Verletzung der Naturgesetze verboten. Der Kampf ums Dasein ist ewig, also widerspricht es der Natur, eine Gesellschaft ohne Konkurrenz bilden zu wollen usw.

In den letzten Jahrzehnten ist es namentlich der Begriff der Rasse, der zur Erklärung oder vielmehr zur Rechtfertigung gesellschaftlicher Einrichtungen und Bestrebungen mit Vorliebe verwendet wird.

Die Kolonialpolitik wird von Rassentheoretikern als Naturnotwendigkeit hingestellt, als eine Folge davon, daß die Natur Herrenrassen schafft und Sklavenrassen. Nur die ersteren sind schöpferisch veranlagt, die anderen jeder Selbständigkeit bar, können ohne fremde Führung nicht bestehen, können sich nicht weiterentwickeln, sondern sind dazu verurteilt, den Herrenrassen zu dienen.

Aber die Naturnotwendigkeit, mit der jene Rassentheoretiker operieren, liefert noch weitere angenehme Ergebnisse für einzelne bürgerliche Cliquen unserer Zeit. Innerhalb der Herrenvölker selbst gibt es Rassenunterschiede, und da stellt sich's heraus, daß die blonde Rasse die herrlichste von allen ist. Die Herren Blondins proklamieren sich selbst als die gescheitesten, edelsten und kraftvollsten aller Menschen, denen alle anderen zu dienen haben.

Danach hat sich die internationale Politik zu richten, damit wird aber auch die Notwendigkeit bewiesen, daß es Ausbeuter und Ausgebeutete geben muß.

Ganz eigenartig erscheint von diesem Standpunkt aus die französische Revolution. Herr Bornhak, Professor des Staatsrechtes in Berlin, geht von der Tatsache aus, daß das Gebiet des heutigen Frankreich, das ehedem von Kelten bewohnt war und dann von den Römern erobert wurde, schließlich in der Völkerwanderung germanischen Stämmen erlag, die mit Hilfe der katholischen Kirche dort ein neues, von ihnen beherrschtes Staatswesen schufen. Bei Bornhak erscheint dieser Staat als das ausschließliche Werk der germanischen Barbaren:

»Die Kelten sind eine der politisch unfähigsten Rassen, die es je gegeben hat.« Die Germanen sind dagegen eine »wahrhaft staatsbildende Rasse von schöpferischer Begabung«. Durch sie wurde Frankreich eine Macht, bis die

keltischen Unterworfenen das Herrenvolk in der großen Revolution mit »barbarischer Grausamkeit« ausrotteten.

Die romanisierte keltische Rasse wird allein zum Volke. Damit war aber in der politischen Unfähigkeit des Keltentums gleichzeitig das Schicksal des französischen Staates besiegelt. (E. Bornhak, Der Einfluß der Rasse auf die Staatsbildung. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, März 1904, S. 254 ff.)

Die gleiche Auffassung der französischen Revolution als Auflehnung minderwertiger Kelten gegen blonde Edelmenschen wurde vorher schon von Driesman verfochten, der behauptete, daß diese Revolution von »Advokaten und Journalisten gemacht wurde«, welche Berufe »zweifellos keltischen Geblüts« sind (zitiert bei Hertz, Moderne Rassentheorien, S. 10).

Auf diese Weise wird von unseren Rassentheoretikern Geschichte geschrieben.

Nicht besser steht's mit ihrer Nationalökonomie. Der Anthropolog Ammon veröffentlichte 1893 eine Arbeit über »Die natürliche Auslese beim Menschen«, in der er auf Grund badischen Materials fand, der Klassenunterschied zwischen Kapitalisten und Proletariern rühre daher, daß es in der Bevölkerung zwei Rassen gebe, eine blonde, langköpfige, germanische und eine schwarze, rundköpfige, »mongolische«. Die letztere sei unselbständig und wenig begabt. Wie ganz anders die Germanen:

Wie alle Arier sind die Germanen die geborenen Beherrscher anderer Völker. Wo sie auch auftreten, sind sie die regierenden und sozial bevorzugten Stände, sind sie ein Volk voll wilden Mutes und unbeugsamer Kraft, voll Hingebung und Treue, voll Stolz und Wahrhaftigkeit, einleuchtendes Volk von Halbgöttern, dessen gleichen die Welt vorher nur einmal in den Griechen und nachher nie wieder gesehen hat und wahrscheinlich auch niemals wieder sehen wird.

Er untersucht die Entwicklungsgeschichte dieser Halbgötter auf Grund von Beobachtungen im Ländchen Baden. Dort wohnen sie als Bauern auf dem Lande zusammen mit den mongolischen Rundköpfen und wandern ebenso wie diese in die Städte. In diesen steigen sie dank ihrer Halbgottnatur bald in die Höhe, verklären sich zu Beamten, Bierbrauern, Getreidehändlern und ähnlichen gottähnlichen Gestalten, indes die schwarzhaarigen Asiaten aus dem Schwarzwald in die verdiente verächtliche Knechtschaft der Lohnarbeit herabsinken.

Aber gleichzeitig, ja noch vor Ammon erstanden andere Rassentheoretiker und konstatierten, daß nicht die blonden Germanen, sondern schwarzhaarige Asiaten in den Städten sich immer mehr des Kapitals bemächtigten, die Germanen unterjochten und diese auch als Intellektuelle immer mehr zurückdrängten als Ärzte, Advokaten, Journalisten. Darob wurden aber die Sieger nicht als Halbgötter gepriesen, sondern als schädliches Geschmeiß denunziert, das im Interesse der herrlichen Germanen verjagt oder doch rechtlos gemacht werden müßte.

Diese Rasse schwarzer Schädlinge ist das Judentum. Mehr noch als bei jeder anderen sozialen Bewegung unserer Zeit macht sich im Antisemitismus das Rassenargument geltend. Es hat in Westeuropa ganz das religiöse Argument zurückgedrängt.

Der aus der Feudalzeit überkommene Antisemitismus hatte eine Zeitlang Miene gemacht, zu verschwinden. Er wich in dem gleichen Maße und unter

dem Einfluß der gleichen kapitalistischen Entwicklung zurück wie die Macht der Religion. Man begann ihn unter die Vorurteile rückständiger Menschen zu zählen.

Aber seit einem Menschenalter hat er wieder an Kraft gewonnen, er hat sich modernisiert, und ist er auch nicht in allen modernen Staaten ein politischer, so doch überall ein gesellschaftlicher Faktor geworden. Wir werden noch sehen, woher dies rührt und warum wir nicht so bald mit dem Ende, aber freilich auch nicht mit dem Siege des Antisemitismus zu rechnen haben.

Zunächst wollen wir nur das Rassenargument prüfen, dessen er sich bedient, das aber auch außerhalb des Antisemitismus in unserer inneren und äußeren Politik immer mehr Verwendung findet.

Und merkwürdigerweise ersteht im Judentum selbst als Gegenwirkung gegen den Antisemitismus ebenfalls das Streben, die Rassentheorie anzunehmen und auszunutzen. Die Anwendung liegt ja nahe: gestattet diese Theorie christlich-germanischen Patrioten, sich selbst zu Halbgöttern zu ernennen, warum sollen zionistische Patrioten sie nicht benutzen, das auserwählte Volk Gottes zu einem auserwählten Volk der Natur zu stempeln, zu einer Edelrasse, die vor jeder Verschlechterung und Verunreinigung durch rassenfremde Elemente ängstlich zu hüten ist?

Eine ansehnliche Literatur ist im letzten Jahrzehnt über diese Fragen entstanden. Schon vor zehn Jahren fanden ihre Argumente eine gute Darstellung und Würdigung in dem Buche, das Friedrich Herz über »Moderne Rassentheorien« (Wien 1904, C. W. Stern) veröffentlichte. Unter den neuesten Schriften darüber erscheint mir besonders bemerkenswert die Arbeit des Dr. Maurice Fishberg über »Die Rassenmerkmale der Juden, eine Einführung in ihre Anthropologie«, deutsch von L. Hepner (München 1913, Verlag von Ernst Reinhardt. 300 Seiten. 6,50 Mark). Fishberg hat nicht nur das von anderen Anthropologen gesammelte Material benutzt, sondern selbst reiches neues Material durch Messungen an mehr als 4000 Juden aus vier Erdteilen gewonnen und auf das gewissenhafteste und sachkundigste verarbeitet. Die reichen Anregungen, die mir dieses Werk gab, haben mich zu den folgenden Darlegungen veranlaßt.

Ich komme dabei in dieselbe unangenehme Lage, in der ich mich schon bei der Abfassung meines Buches über »Vermehrung und Entwicklung« befand und auf die ich dort S. VII und 17 hinwies, daß ich als Laie auf dem Gebiet der Naturwissenschaften über biologische Fragen zu sprechen habe. Auch hier liegt ein Grenzgebiet vor, eines der vielen, auf denen Biologie und Soziologie zusammentreffen und die es eigentlich erheischen würden, daß man die beiden Wissenschaften vollständig beherrscht. Aber das ist unter den heute Lebenden keinem gegeben. Man kann von keinem, der sich auf ein derartiges Gebiet begibt — und sie sind sehr begangen —, mehr verlangen, als daß er die eine der beiden in Frage kommenden Wissenschaften beherrscht und die andere so weit verfolgt, daß er den Stand der Forschung kennt. Den Ausgangspunkt hat für ihn stets die eigene Wissenschaft zu bilden; seine Aufgabe besteht darin, deren Ergebnisse mit denen der Grenzwissenschaft in Einklang zu bringen, keine einfache Aufgabe zum Beispiel für einen Soziologen, wenn die Männer der Naturwissenschaft selbst untereinander so völlig uneins sind, wie es in der Rassenfrage mit dem grundlegenden Problem der Vererbung der Fall ist.

Da hat der Soziologe wohl das Recht, unter den streitenden Theorien der Naturforscher auch als Laie eine Wahl zu treffen und sich für diejenige zu entscheiden, die vereinbar ist mit der sicheren Basis, die er in der Soziologie gewonnen.

2. Tierrassen.

a. Haustiere.

Eine der sonderbarsten Eigentümlichkeiten unserer Rassentheoretiker, die sich »Anthroposoziologen« nennen, besteht darin, daß sie uns darüber, was eine Rasse ist, um so mehr im dunkeln lassen, je unbedenklicher sie mit diesem Begriff bei der Erklärung gesellschaftlicher Erscheinungen hantieren. Was ein Mensch ist, tut, leistet, das verdankt er nach ihrer Ansicht einfach seiner Rasse, das hat er von seinen Vorfahren ererbt und vererbt es mit Naturnotwendigkeit seinen Nachkommen. Die Rasse ist das moderne Fatum, ebenso unbegreiflich und ebenso unabänderlich wie dieses.

Es erscheint den anthroposoziologischen Rassentheoretikern als selbstverständlich, daß jene Gruppen, die man als Menschenrassen unterscheidet, ebenso aufzufassen sind wie Tierrassen. Sie werden keinen Moment von der Frage beunruhigt, ob die Lebensbedingungen des Menschen den Rassenbegriff für ihn ändern. Sie untersuchen nicht einmal die Frage, welcher Art von Tierrassen sie die Menschenrassen zuzählen.

Die Tierrassen sind nämlich nicht alle der gleichen Art, sondern zerfallen in zwei sehr verschiedene Gruppen: die Rassen der Haustiere und die der Tiere im Naturzustand.

Die Zoologen und Botaniker unterscheiden beide Gruppen genau. Sie gebrauchen in der Regel nur für die ersteren das Wort Rasse, die anderen nennen sie meistens Varietäten oder Unterarten. Die Rassentheoretiker der »Anthroposoziologie« aber wenden unterschiedslos Erfahrungen und Gesetze, die für Haustierrassen, wie solche, die für die Varietäten wilder Tiere gelten, auf die Menschenrassen an. Schon dadurch müssen sie eine heillose Konfusion anrichten, ganz abgesehen davon, daß die Menschen weder Haustiere sind noch Tiere im Naturzustand, sondern eine Tiergattung, die unter ganz eigenartigen Bedingungen lebt, die von denen aller anderen Tiere gründlich verschieden sind.

Ehe wir an das Rassenproblem herantreten, müssen wir uns also zunächst über den Unterschied zwischen der Rasse des Haustieres und der Varietät des wilden Tieres klar werden. Wir sprechen hier nur von Tieren, weil bloß sie für unser Thema, die Menschenrassen, in Betracht kommen. Doch gilt das im folgenden Entwickelte für Pflanzen nicht minder wie für Tiere.

Jede Erscheinung wird am besten dann begriffen, wenn man ihre Entstehung kennt. Die ist bei den Rassen der Haustiere nicht schwer festzustellen, denn sie ist ein Prozeß, der sich tagtäglich vor unseren Augen vollzieht. Die Züchtung neuer Rassen findet ununterbrochen statt. Dagegen ist die Bildung von Varietäten in der Natur nicht zu beobachten, sie muß durch Hypothesen erschlossen werden.

Betrachten wir die Organismen in der Natur, so finden wir, daß keiner von ihnen einem Zwecke dient, der außer ihm selbst liegt. Jeder ist sich Selbstzweck. Seine einzelnen Organe müssen der Erhaltung des Ganzen dienen und insofern zweckmäßig eingerichtet oder mindestens mit dem Zweck

seiner Erhaltung vereinbar sein. Ein Organismus, der anders eingerichtet ist, kann nicht bestehen und noch weniger sich fortpflanzen.

Für den tierischen Organismus sind aber nicht bloß seine eigenen Organe wichtig, sondern nicht minder die der anderen Organismen, mit denen er zu tun bekommt, die ihm feindlich gegenübertreten oder von denen er lebt. Nur der Mensch kommt jedoch so weit, die Organe von Organismen, von denen oder durch die er lebt, so abzuändern, daß sie seinen Zwecken dienlicher werden. Es gehört dies zu den Mitteln, durch die er sich über den Naturzustand erhebt.

Den ersten Schritt dazu macht er dadurch, daß er Tiere (und ebenso Pflanzen), die er sonst mühsam aufsuchen müßte, um sich ihrer zu bemächtigen, dahin bringt, daß sie in seiner Nähe leben und sich fortpflanzen. Dabei verfolgt er zunächst wohl nur den Zweck, die Mühe des Suchens, mitunter auch des Überwindens der Organismen, von denen er lebt, zu verringern. Sind die Organismen aber einmal eingewöhnt, zu völlig vertrauten Genossen des Menschen geworden, dann erwacht auch das Streben, die Organe des Haustieres oder der angebauten Pflanze den Zwecken des Menschen anzupassen, für die sie nicht von Natur aus bestimmt sind.

Das wird am ehesten dadurch erreicht, daß man ihre Lebensbedingungen zweckmäßig ändert: man vermehrt ihre Nahrungszufuhr, etwa durch Düngung oder Mästung, vermindert ihren Aufwand an Kräften für den Lebensprozeß, erspart ihnen zum Beispiel das Aufsuchen des Futters, das Fliehen vor Feinden, Wärmeverlust in der Winterkälte usw.

Schließlich kommt man aber dazu, den Organismus zu ändern durch Benutzung der Erfahrung, daß jedes Individuum die Tendenz hat, seine Eigenart zu vererben. So sehr auch alle Individuen derselben Art untereinander übereinstimmen, vollständig sind sie nie einander gleich. Kleine Abänderungen — Variationen — finden sich stets unter ihnen, die sich leicht vererben.

Die meisten Haustiere werden schließlich dem Menschen so untertan, daß es in seiner Macht steht, sie nach seinem Belieben zu paaren oder von der Fortpflanzung auszuschließen. Ist er so weit, dann bringt er selbstverständlich diejenigen Exemplare am ehesten zur Fortpflanzung, die seinen Zwecken am besten entsprechen, die am meisten Milch liefern, Fleisch und Fett geben, die feinste Wolle produzieren, am fleißigsten Eier legen, die größte Zugkraft oder Schnelligkeit entwickeln usw. Werden von deren Nachkommen wieder diejenigen fortgepflanzt, die die gleichen Eigenschaften am ausgeprägtesten aufweisen, dann häufen sich diese Eigenschaften nach und nach so sehr und wandelt sich mit ihnen auch der Körper der Tiere in so hohem Grade, daß sie von ihren Ahnen erheblich verschieden sind und sich auf diese Weise aus der alten Art eine neue entwickelt, deren Eigenschaften sich befestigen und immer wieder vererben, wenn ihre Zuchttiere stets nur mit ihresgleichen gepaart werden.

Diese Zuchtwahl ist zunächst vorwiegend noch eine unbewußte. Man pflanzt die besten Exemplare fort, weil man sie am höchsten schätzt, ohne die Absicht, zu einer neuen Rasse zu kommen. Dies Endergebnis des Prozesses ist nicht von vornherein ins Auge gefaßt. Aber die Kunst der Züchtung vervollkommnet sich immer mehr, wird immer bewußter, setzt sich immer mehr von vornherein die Bildung bestimmter Rassen mit bestimmten Rassenmerkmalen zum Ziele.

Mitunter treten sprunghaft neue Variationen bei einem einzelnen Exemplar auf. Sind sie dem Menschen vorteilhaft, so wird er versuchen, sie fortzupflanzen. So wurde von einem Widder mit kurzen krummen Beinen und langem Rücken, der dadurch verhindert war, Hecken zu überspringen, 1791 in Amerika eine neue Rasse, die der Ankonschafe, gezogen. Ebenso diente in Frankreich 1828 ein hornloser Widder mit ungewöhnlich weicher und langer Wolle dazu, eine neue Rasse zu erzeugen, die der Mauchampschafe.

In der Regel vollzieht sich jedoch die Schaffung einer neuen Rasse nicht so einfach, sondern durch langsame, allmähliche Verstärkung von Merkmalen, die in der ersten Generation oft nur das Auge erfahrener Züchter herausfindet und die erst durch die Häufung im Laufe von Generationen so ausgeprägt werden, daß sie praktische Bedeutung bekommen.

Die durch Generationen fortgesetzte ununterbrochene Auslese der Zuchttiere stets nach dem gleichen Plane bildet eine neue Rasse, die sich dadurch erhält, daß immer nur jene Exemplare fortgepflanzt werden, die den Rassencharakter am ausgeprägtesten aufweisen, daß die Paarung mit Individuen anderer Rassen streng vermieden wird und alle Exemplare der besonderen Rasse von der Nachzucht ausgeschlossen werden, die eine vom Rassencharakter abweichende Variation aufweisen.

Eine Vorbedingung der Bildung derartiger neuer Rassen ist es natürlich, daß die Tiere sich im gezähmten Zustand fortpflanzen und ihre Paarung der Kontrolle des Menschen unterliegt. Der Elefant pflanzt sich in der Regel nur in wildem Zustand fort. Er hat keine neuen Rassen erzeugt.

Andererseits läßt die Hauskatze an Fruchtbarkeit nichts zu wünschen übrig. Aber sie hat sich dem Menschen gegenüber viel von ihrer urwüchsigen Freiheit gewahrt. Ihr Liebesleben vollzieht sich nicht im Stall, sondern auf den Dächern, daher, sagt Darwin, liefert sie in dem gleichen Lande keine verschiedenen Rassen. (Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustand der Domestikation, deutsch von Carus, I, S. 50, II, S. 270.)

Dagegen wird die Bildung neuer Rassen unter sonst gleichen Umständen um so leichter werden, je größer die Sicherheit der Paarung bestimmter Individuen und je rascher die Generationen aufeinanderfolgen. Daher die große Zahl von Rassen der Kaninchen und Tauben. Die Züchtung neuer Rassen ist hier ein Sport geworden.

b. Wilde Tiere.

Wie steht es nun mit der Bildung von Varietäten bei Tieren im Naturzustand? Diese Frage müßte man eigentlich untersuchen, ehe man die Bildung der Haustierrassen in Betracht zieht. Die wilden Varietäten sind ja früher entstanden und bilden den Grundstock, von dem die Rassen der Haustiere abzweigten. Aber für die Geschichte der Theorie der Entwicklung der Rassen ist die Entstehung der von Menschen beherrschten Organismen der Ausgangspunkt. Die Beobachtungen bei der künstlichen Zuchtwahl waren es, die Darwin zu seiner Hypothese der natürlichen Zuchtwahl veranlaßten.

Darwin nahm an, die Bildung von Varietäten und Arten gehe im Naturzustand ebenso wie bei Haustieren und Kulturpflanzen in der Weise vor sich, daß die besten, zweckmäßigsten Exemplare zur Fortpflanzung ausgelesen und die weniger geeigneten von ihr ausgeschlossen werden. Der Unterschied sei

nur der, daß im Naturzustand nicht der Mensch die Auslese besorgt, nicht die Zwecke des Menschen die entscheidenden dabei sind, sondern der Kampf ums Dasein, der eine Folge der Übervölkerung ist, des Umstandes, daß von jeder Art viel mehr Individuen produziert werden, als existieren können. Steter, erbarmungsloser Kampf herrscht unter ihnen, in dem die schwächsten, am wenigsten zweckmäßig ausgestatteten unterliegen, die stärksten, am passendsten eingerichteten sich behaupten und fortpflanzen.

Gegen diese Auffassung erhoben sich von vornherein schwere Bedenken. Bedeutet der Kampf ums Dasein eine beständige und fortschreitende Auslese der Besten, dann muß die Umwandlung der Arten ununterbrochen vor sich gehen. Und zwar in ziemlich raschem Tempo. Bei manchen Haustieren und Gartenpflanzen genügen schon einige Jahre, eine besondere neue Rasse zu bilden.

In der Natur zeigt uns dagegen die Erfahrung die anscheinende Unveränderlichkeit der Arten innerhalb langer Zeiträume. Sie ändern sich wohl in geologischen Perioden, bleiben aber innerhalb einer solchen viele Jahrtausende lang unverändert. In historischer Zeit ist die Masse der Arten wilder Tiere völlig gleich geblieben. Sie sehen auf den ältesten ägyptischen und assyrischen Monumenten ebenso aus wie heute.

Diese Schwierigkeit soll dadurch beseitigt werden, daß man annimmt, die Entwicklung gehe ungeheuer langsam vor sich, durch allmähliche Häufung ganz unmerklicher Abänderungen. Aber je langsamer diese Entwicklung ist, je unmerklicher die Abänderungen, die jede Generation zum Fortschritt beiträgt, desto unüberwindlicher wird eine andere Schwierigkeit der Selektionstheorie: desto unmöglicher wird es, daß jede der Abänderungen dem Individuum, das sie hervorbringt, ein Übergewicht über die anderen, nicht damit begabten verleiht.

Bei der künstlichen Zuchtwahl geschieht die Auslese durch Menschen, die im Geiste bereits den neuen Typus, der gezüchtet werden soll, und seine praktischen Vorteile voraussehen und für deren geschärfte Augen durch diese Voraussicht kaum merkliche Abänderungen eine Bedeutung erhalten, die sie nicht für sich allein, sondern nur als Ausgangspunkt einer langen Entwicklungsreihe haben, an deren Endpunkt erst ein bedeutungsvoller neuer Typus steht. Die Entwicklungstheorie will ohne jede Vorsehung bei der Bildung der natürlichen Arten auskommen. Ohne eine vorausblickende Auslese können aber unmerkliche Abänderungen kein Grund für das Überleben und die Fortpflanzung der mit ihnen begabten Individuen werden. Der Hinweis auf die künstliche Zuchtwahl versagt da vollkommen.

Zu alledem gesellt sich noch eine dritte Schwierigkeit: Darwin nannte seine Theorie der natürlichen Zuchtwahl eine Erklärung der Entstehung der Arten. Sie gäbe aber, wäre sie richtig, nur eine Erklärung der Entwicklung höher organisierter aus niedriger organisierten Individuen. Ihr ganzes Schwergewicht legt sie auf die Lösung des Problems der Entwicklung. Aber um die Entstehung der Arten zu erklären, muß man auch die Übereinstimmung der Individuen erklären, die es veranlaßt, daß man sie als besondere Art zusammenfaßt. Woher diese Übereinstimmung?

Bei künstlicher Zuchtwahl liegt die Ursache der Übereinstimmung der Individuen in ihrer gemeinsamen Abstammung von den gleichen Ahnen. Der Stammbaum spielt dabei eine große Rolle. Es ist aber unmöglich, eine »reine

Rasse« aufrechtzuhalten ohne stetes Eingreifen des Züchters, der auf das sorgfältigste darüber zu wachen hat, daß seine Rassetiere sich nicht mit anderen paaren, und der unter dem Nachwuchs alle ausmerzen muß, bei denen Abänderungen zutage treten, die vom Typus der reinen Rasse abweichen.

In der Natur fehlt dieser Züchter. Sind die Abänderungen nicht der Art, daß sie das Individuum zu frühem Untergang verurteilen, dann hindern sie nicht, daß es sich mit anderen verschieden gearteten Individuen paart und sich fortpflanzt. Eine stete Mischung von Individuen mit den verschiedensten Abänderungen findet statt.

Der Züchter, der eine neue Rasse züchtet, hat dabei überdies nur eine besondere, bestimmte Einseitigkeit im Auge, die er zu verstärken sucht. Einzig im Hinblick auf sie geschieht seine Auslese. In der Natur ist es offenbar nicht nur eine bestimmte Eigenschaft, die einen Vorteil gewährt. Die verschiedensten Eigenschaften können einen solchen bieten. Nehmen wir an, die Selektionstheorie wäre insoweit richtig, als die Entwicklung dadurch vor sich geht, daß Individuen mit Abänderungen, die einen Vorteil bieten, sich leichter als die anderen behaupten und fortpflanzen. Dann sind doch die verschiedenartigsten Abänderungen möglich. Betrachten wir etwa die Hasen. Die einen werden einen Vorteil ziehen aus längeren Beinen, andere aus größerer Ausdauer, dritte aus besserer Schutzfärbung, etwa weiß im Winter, braun im Sommer, vierte aus vermehrter Fruchtbarkeit, wieder andere aus erhöhter Widerstandsfähigkeit gegen klimatische Einflüsse, etwa dickem Pelz im Winter, leichtem im Sommer; endlich werden auch Verschiedenheiten in den Sinnesorganen, schärfere Augen, besseres Gehör, feinerer Geruch, sowie Verschiedenheiten in der Intelligenz, in der Fixigkeit und Richtigkeit der Urteile, die aus den Sinneseindrücken geschöpft werden, Vorteile bieten. Das eine Individuum wird diese, das andere jene Vorteile aufweisen.

Würden sich immer wieder Individuen paaren, deren Merkmale übereinstimmten, dann könnten sie diese verstärken und so eine neue Rasse bilden. Aber da es ungemein viele solche Merkmale gibt, würde dabei aus einer Art in derselben Gegend nicht eine einzige neue Art entstehen, sondern zahlreiche. So zerfallen im Gegensatz zum wilden Kaninchen die zahmen Kaninchen in unzählige Rassen.

Daß sich aber immer nur Individuen mit gleicher Eigenart paaren, ist in der Wildheit ausgeschlossen. Welcher Art die Partner sind, hängt da meist vom Zufall ab, welche Individuen gerade zur Paarungszeit aufeinandertreffen. Nicht immer findet eine geschlechtliche Auslese statt, oft geschieht die Paarung unterschiedslos. Wo eine Auslese stattfindet, ist sie auf das eine Geschlecht beschränkt. Der siegreiche Hirsch begattet alle Hirschkühe seines Rudels, welches immer ihre Eigenschaften sein mögen. Und wo eine Auslese stattfindet, vollzieht sie sich stets unter wenigen Individuen.

Im Naturzustand werden also innerhalb einer Art die verschiedensten Abänderungen vererbt werden, die sich dabei immer wieder aufs neue mischen. Wie sich da durch Zuchtwahl neue große Arten mit übereinstimmenden Charakteren bilden sollen, ist unerfindlich. Findet eine stete Fortentwicklung durch das Überleben der Passendsten mit neuen Eigenschaften und durch deren Vererbung statt, dann muß sie zu einer Auflösung bestehender Arten in einen wirren Haufen der verschiedenartigsten Individuen führen, unter denen jede Übereinstimmung immer mehr verloren geht. Die Theorie der E n t st e h u n g

wird zu einer Theorie der Auflösung der Arten, wobei es unbegreiflich bleibt, wieso es überhaupt jemals zu Arten kam, zur Übereinstimmung zahlreicher Individuen.

In Wirklichkeit finden wir aber in der Natur viel zahlreichere Individuen mit übereinstimmenden Charakteren als unter den Haustieren. Wir haben darauf hingewiesen, wie unendlich groß die Zahl der Kaninchenrassen ist gegenüber der Einförmigkeit unter den wilden Kaninchen und den Feldhasen.

Und die Zahl der Arten wilder Tiere wächst nicht, während bei vielen Haustieren fast jedes Jahr eine neue Rasse bringt:

Die Geologie lehrt uns, daß von der früheren Zeit der langen Tertiärperiode an die Zahl der Molluskenarten und von dem mittleren Teile derselben Periode an die Zahl der Säugetierarten nicht bedeutend oder gar nicht zugenommen hat. (Darwin, Entstehung der Arten, deutsch von Carus, S. 152.)

Woher kann die große Übereinstimmung so vieler Individuen im Naturzustand rühren?

Wir können sie unmöglich erklären, wenn wir nur das Individuum und nur die individuelle Entwicklung in Betracht ziehen. Es handelt sich hier um eine Massenerscheinung, die nur erklärt werden kann durch einen Faktor, der außerhalb der Individuen und über ihnen auf sie alle in gleicher Weise wirkt. Er ist nicht schwer zu finden, wenn wir die Varietäten der Tiere im Naturzustand betrachten. Bei den Rassen der Haustiere kommen vor allem die individuellen Ahnen, der Stammbaum, in Betracht. Die Varietäten der wilden Tiere sind dagegen »geographische Rassen«. Dies gilt schon für die Hauskatze, die der künstlichen Zuchtwahl widerstrebt, es gilt um so mehr von Tieren in völlig ungebundenem Naturzustand.

So unterscheidet man zum Beispiel beim Löwen die Varietäten des Berberlöwen, des Senegallöwen, des Kaplöwen, des Perserlöwen, des Guzeratlöwen.

Unter den Elefanten unterscheidet man den indischen und den afrikanischen.

Die Rhinozerosse zerfallen in verschiedene Varietäten: das indische Nashorn, dessen »Verbreitungsgebiet auf die indische Halbinsel beschränkt scheint«. Das Waranashorn findet sich, »soweit unsere Kenntnis reicht, ausschließlich auf Java«. »Das Halbpanzernashorn bewohnt ausschließlich Sumatra.« »Das Verbreitungsgebiet des Doppelnashorns erstreckt sich heutigestags über ganz Mittelafrika.« »Das Verbreitungsgebiet des Stumpfnashorns soll auf die südliche Hälfte Afrikas beschränkt sein.« (Brehm, Tierleben.)

Endlich noch ein Beispiel vom Hasen:

Ganz Mitteleuropa und ein kleiner Teil des westlichen Asien ist die Heimat unseres Hasen. Im Süden vertritt ihn der Hase des Mittelmeers, eine verschiedene Art von geringerer Größe und rötlicher Färbung; auf den Hochgebirgen der Alpenhase, im hohen Norden der Schneehase.... Die afrikanischen Hasen zeichnen sich sämtlich vor den unsrigen durch ihre geringe Größe und zumal durch die ungemein langen Löffel aus. (Brehm, Tierleben.)

Es sind also geographische Verschiedenheiten, die die Verschiedenheiten der Varietäten im Naturzustand hervorrufen, Verschiedenheiten im Klima, der Bodengestaltung, der Zusammensetzung und Gewinnung der Nahrung, der Art der Feinde usw. Andererseits aber ist es die Gleich-

heit der Lebensbedingungen innerhalb eines bestimmten Gebiets, die die Übereinstimmung der Individuen derselben Art dort hervorbringt. Diese Gleichheit erweist sich mächtiger als die Ungleichheiten, die Variationen der Individuen. Diese haben die Tendenz nach Verschiedenheit, sie streben auseinander. Die Lebensbedingungen in der Natur eines bestimmten Bezirkes sind aber für alle die gleichen, wirken auf alle in gleicher Weise und wirken dem Streben nach Ungleichheit immer wieder entgegen.

Wenn wir so die Lebensbedingungen, das »Milieu« als den entscheidenden Faktor für die Gestaltung der Varietäten und Arten im Naturzustand betrachten, beseitigen wir die Schwierigkeiten, die eintreten, wenn wir zur Erklärung der natürlichen Varietäten von den Erfahrungen ausgehen, die man bei der Züchtung der Haustierrassen gemacht hat.

Nicht nur die Übereinstimmung der Individuen der gleichen Art innerhalb eines Bezirkes wird jetzt begreiflich, sondern auch die Konstanz, die Tendenz zur Unveränderlichkeit der Arten in historischer Zeit, und ihre Veränderungen in geologischen Perioden werden nun miteinander vereinbar. Solange das Milieu das gleiche bleibt, ändern sich die Arten nicht. Aber es ist nicht dauernd unveränderlich. Die Erde verändert sich. Sie wechselt ihre Stellung im Himmelsraum. Indem sie ihn mit dem ganzen Sonnensystem durcheilt, kann sie zeitweise kältere, zeitweise wärmere Gegenden des Weltraums passieren. Ihre Stellung zur Sonne ist auch nicht stets die gleiche, die Erdachse schwankt, und damit können manche Teile ihrer Oberfläche ein mehr polares, manche ein mehr äquatoriales Klima bekommen, als sie früher hatten.

Weit sicherer als diese Veränderungen sind jedoch diejenigen, die aus dem allmählichen Erkalten und Schrumpfen der Erde hervorgehen. Kontinente und Meere bilden sich, tiefe und seichte Meere, Flachland und Gebirge, Meeresströmungen und Windrichtungen, nichts dauernd, alles wechselnd, aber in unendlich langen Zeiträumen. Jahrtausendelang wird in derselben Gegend der gleiche Zustand herrschen, dann ändert er sich allmählich, Feuchtigkeit wird durch Trockenheit ersetzt, Wärme durch Kälte, Tiefebenen werden gehoben, zu Gebirgen gefaltet, oder gesenkt, in Meeresboden verwandelt usw. Tritt eine derartige Änderung ein, dann können die Organismen der Gegend nicht die gleichen bleiben. Sie werden zum Teil vernichtet, zum Teil verdrängt, zu Wanderungen getrieben, zum Teil den neuen Bedingungen angepaßt, was in der mannigfachsten Weise geschehen kann, wofür Lamarck und Darwin sowie ihre Jünger sehr wichtige Illustrationen gegeben haben. Sind aber einmal die Organismen der Gegend dem neuen Zustand angepaßt, dann besteht für weitere Änderungen keine Ursache mehr, dann bleiben sie, was sie geworden sind so lange, bis neue Änderungen eintreten.

Diese Auffassung ist nicht neu. Darwin selbst wies in der historischen Skizze, die er seinem Buche über die Entstehung der Arten vorausschickte, darauf hin, daß Isidore Geoffroy Saint-Hilaire 1850 seine Meinung über Artencharaktere dahin aussprach, »daß sie für jede Art feststehen, solange sie sich innerhalb derselben Verhältnisse fortpflanzt, daß sie aber abändern, sobald die äußeren Lebensbedingungen wechseln«.

Darwin hat die Wirkung veränderter Lebensbedingungen sowie des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe wohl erkannt. Aber er hat sie doch unterschätzt, da ihn die Erfahrungen der künstlichen Zuchtwahl und die Annahme eines steten Kampfes ums Dasein unter dem Drucke der Übervölkerung ganz gefangengenommen hatten.

Die letztere Auffassung übernahm er von Malthus, sie gilt heute noch als ehernes Gesetz der Naturwissenschaft.

Untersuchen wir aber den Kampf ums Dasein näher, so finden wir, daß bei ihm die Übervölkerung, also der Kampf von Individuen der gleichen Art untereinander um das Futter nur eine sehr geringe Rolle spielt, nur eine ausnahmsweise Erscheinung ist.

Betrachten wir einige konkrete Fälle. Die Hasen sind von bekannter Fruchtbarkeit. Schon im März setzt die Häsin einige Junge. Aber nur die wenigsten unter ihnen kommen auf. Wie viele am Leben bleiben, hängt vor allem vom Wetter ab. Schneit es und friert es, werden sie fast alle zugrunde gehen. Scheint die Sonne, wehen laue Winde, werden sich viele behaupten. Es ist klar, daß für die Auslese unter den Jungen, für ihren Kampf ums Dasein ihre Zahl ganz bedeutungslos ist. Dieser Kampf ist für sie ein Kampf gegen die äußeren Lebensbedingungen, nicht gegen die zahlreichen Konkurrenten ihrer Art.

Oder nehmen wir Antilopen in einer afrikanischen Steppe. Zeitweise tritt dort wochenlange Dürre ein, in der die Quellen versiegen, die Wassertümpel austrocknen und viele Antilopen verdursten. Nur diejenigen erhalten sich, die am längsten den Durst ertragen können oder deren Organe so fein sind, daß sie eher als andere die wenigen noch vorhandenen Wasserstellen auf weite Entfernungen wittern. Der Kampf ums Dasein übt da sicher eine weitgehende Auslese aus, aber es ist ein Kampf gegen die äußeren Lebensbedingungen. Mit der Anzahl der vorhandenen Antilopen hat er nichts zu tun. Das Wasser ist nicht dadurch zu wenig geworden, weil zu viele Antilopen da waren, die es tranken.

Ein anderer Feind der Antilopen ist der Löwe. Aber dessen Kraft und Mordlust hängt auch nicht von der Anzahl der Antilopen ab. Unter zwei Löwen selbst mag mitunter, wenn Antilopen selten sind, ein Kampf um eine Beute entstehen, bei dem der stärkere siegt. Aber auch das kommt nur ausnahmsweise vor.

Die große Fruchtbarkeit der Organismen ist, weit entfernt davon, die allgemeine und stete Ursache des Kampfes ums Dasein darzustellen, vielmehr eine Waffe der Organismen, sich in diesem Kampfe zu behaupten, in dem sie sonst unterliegen müßten. Der Kampf ums Dasein ist in der Regel nicht ein Kampf von zu zahlreichen Individuen der gleichen Art untereinander, sondern ein Kampf des Individuums oder einer Gruppe von Individuen der gleichen Art gegen die äußeren Lebensbedingungen, zu denen nicht nur die anorganische, sondern auch die organische Natur der Umgebung gehört. Mit diesen Lebensbedingungen ändert sich auch die Art des Kampfes ums Dasein, ändert sich der Gebrauch der Organe, werden alte Organe oder Formen von Organen entbehrlich, neue Organe oder neue Formen alter Organe notwendig. Gelingt es der Art, im Kampfe mit den neuen Bedingungen diese neuen Formen zu entwickeln und so eine neue Art zu werden, dann wird sie sich behaupten. Sonst wird sie zugrunde gehen. Wie viele im

Laufe der Erdentwicklung zugrunde gegangen sind, bezeugen ihre Überreste im Erdinnern.

Die Theorie der Übervölkerung beweist also nichts gegen die Auffassung, die die letzte Ursache der Bildung neuer Arten in der Veränderung der Lebensbedingungen sieht. Ein anderer Einwand wäre noch zu erwägen: die Auffassung, daß erworbene Eigenschaften nicht erblich werden können.

Moderne Physiologen unterscheiden zwischen den Körperzellen und den Fortpflanzungszellen, dem »Körperplasma« und dem »Keimplasma«. Das Keimplasma ist nach ihrer Auffassung unsterblich, es wird immer wieder weitervererbt. Es soll aber nach der Ansicht Weismanns auch unveränderlich sein insofern, als es von Eigenschaften, die der Körper des Individuums während seines Lebens erworben hat, nicht berührt wird. Es soll sie nicht vererben. Damit wäre die Bildung neuer, vererblicher Artencharaktere durch Einwirkung neuer Lebensbedingungen auf den Körper ausgeschlossen. Diese Auffassung wurde jedoch schon bei ihrem Auftreten heftig bekämpft, gerade von darwinistischer Seite. Darwin selbst nahm eine Vererbung erworbener Eigenschaften an, ebenso Herbert Spencer. Neuere Experimente zeigen einerseits, daß äußere Einwirkungen Veränderungen herbeiführen, die vererbt werden, und andererseits, daß das Keimplasma keineswegs völlig unabhängig vom Körperplasma ist. Diese Frage wird sehr gut behandelt von Tschulok in seinem Büchlein über die Entwicklungstheorie. (Stuttgart 1912, J. H. W. Dietz.)

Besonders bemerkenswert ist folgendes Experiment:

Man nahm zwei Hühnerrassen, eine rein schwarze und eine rein weiße. Die Rassen waren sicher rein, das heißt man konnte für jedes einzelne Tier haarscharf nachweisen, daß seine Eltern, Großeltern und Urgroßeltern alle die gleichen Eigenschaften gehabt hatten wie es selbst, daß also keine Vermischung stattgefunden hatte. Wenn man ein solches weißes Huhn mit einem weißen Hahn kreuzte, so ergab sich eine ausnahmslos weiße Nachkommenschaft. Ebenso ergab die Verbindung einer schwarzen Henne mit einem schwarzen Hahn eine ausnahmslos schwarze Nachkommenschaft.

Nun machte man folgenden Versuch:

Man schnitt einer weißen Henne den Eierstock heraus und pflanzte ihn in den Körper einer schwarzen Henne ein. Die schwarze mußte ebenso ihren Eierstock für die weiße hergeben. Die Operation wird unter solchen Vorsichtsmaßregeln ausgeführt, daß die Tiere am Leben bleiben und nach der Einheilung der Wunden sogar in normaler Weise Nachkommenschaft erzeugen können. Man läßt nun die weiße Henne mit schwarzem Eierstock von einem schwarzen Hahn befruchten. Was für eine Nachkommenschaft sollte man da erwarten? Natürlich eine schwarze, da doch die Eier im Eierstock aus einem schwarzen Huhn stammen und der männliche Same ebenfalls aus einem schwarzen Hahn. Man erhielt aber gescheckte, das heißt schwarz und weiß gefärbte Küchlein. Ebenso ließ man die schwarze Henne, die einen Eierstock der weißen in sich trug, von einem weißen Hahn befruchten. Das Ergebnis war neben rein weißen auch schwarz gefleckte Hühnchen. (Tschulok, S. 241, 242.)

Dies Ergebnis ist um so erstaunlicher, als es durch einen plötzlichen rein mechanischen Eingriff, nicht durch allmähliche, organische Änderung erzielt wurde. Der Eierstock war im Körper des schwarzen Huhnes bereits völlig ausgebildet, als er dem weißen Huhn eingepflanzt wurde. Trotzdem erwies sich der Einfluß der neuen Körperzellen auf die übertragenen Keimzellen so stark, daß der neue Körper diesen ganz seinen Typus aufprägte. Man

darf annehmen, daß der Einfluß abgeänderter Körpereigenschaften auf das Keimplasma noch stärker sein muß dort, wo der Körper unter dem Einfluß veränderter Bedingungen Abänderungen erleidet, ehe noch seine Keimzellen zur Reife kommen, so daß diese Reifung völlig unter dem Einfluß der neuen Eigenschaften vor sich geht.

Wir sehen also keinen Grund, der uns zwänge, anzunehmen, daß erworbene Eigenschaften nicht vererbt werden. Die Art und Weise, wie die Vererbung bewirkt wird, ist jedoch noch völlig im dunklen. Auch kann man keineswegs sagen, daß alle erworbenen Eigenschaften vererbt werden. Verletzungen und Verstümmelungen zum Beispiel werden sicher nicht vererbt. Weismann schnitt Mäusen durch eine lange Reihe von Generationen hindurch die Schwänze ab, ohne jemals ein schwanzloses Junges zu erzielen. Mancher anscheinende Fall von Vererbung läßt sich auch dadurch erklären, daß die Nachkommen unter den gleichen Bedingungen leben wie die Vorfahren und dadurch die gleichen Eigenschaften erwerben und zeigen, ohne daß sie sie ererben.

Unter den ererbten Eigenschaften selbst gibt es verschiedene Grade. Die einen sind zäher als die anderen. Es gibt ererbte Eigenschaften, die das Individuum leicht verliert, sobald es in ein Milieu kommt, das von jenem abweicht, in dem diese Eigenschaften produziert wurden. Andere dagegen erhalten sich hartnäckig durch viele Generationen hindurch auch unter den verschiedensten Lebensbedingungen.

Relativ, im Vergleich zu den leicht wandelbaren, kann man also diese vererbten Merkmale als unveränderlich betrachten. Sind sie aber durch den Einfluß besonderer Lebensbedingungen erworben worden, dann wäre es unbegreiflich, warum sie durch den Einfluß geänderter Lebensbedingungen nicht sollten abgeändert werden können.

Manche Forscher unterscheiden beim Menschen zwischen eigentlichen Rassenmerkmalen, die völlig unveränderlich seien, wie Farbe der Augen, der Haare, der Haut, Formen des Schädels, und sekundären oder fluktuierenden Eigenschaften, wie Körperhöhe, Knochenstärke, Muskulatur, Fettansatz usw.

Sicher besteht ein Unterschied zwischen den Rassenmerkmalen jener und dieser Art. Vielleicht ist er aber bloß darauf zurückzuführen, daß die Bedingungen, die die »fluktuierenden« Eigenschaften beeinflussen, leichter und rascher wechseln als jene, denen die anscheinend unveränderlichen entstammen. Die einen können so rasch wechseln, daß wir ihren Einfluß ohne Mühe konstatieren können. Die anderen Bedingungen kennen wir noch gar nicht, vielleicht deswegen, weil sie sich in dem Zeitraum, in dem wir Beobachtungen anstellen, nicht merklich ändern. Aber von keinem Rassenmerkmal kann man mit Bestimmtheit sagen, daß es absolut unveränderlich sei — die einzige unveränderliche Erscheinung in dieser veränderlichen Welt.

Fishberg sagt darüber:

Neuere Untersuchungen hatten das Ergebnis, die Theorie von der Beständigkeit und Unveränderlichkeit von Rassenmerkmalen zu modifizieren oder gar völlig zu zerstören. Seit langer Zeit behaupteten einige Anthropologen, daß das äußere Milieu, besonders die Ernährung, die soziale und geographische Umgebung großen Einfluß auf die Modifizierung mancher Merkmale haben, wie der Statur, Muskelentwicklung usw. Manche erklärten sogar, daß diese Agentien die Pigmentierung und die Kopfform ändern können. Ridgeway geht noch weiter in seiner Annahme,

daß die Dauer menschlicher Typen in bestimmtem Gebiet und während langer Perioden ein Ausdruck nicht des Vererbungs-, sondern des Umgebungseinflusses ist, und daß andererseits die Modifikationen menschlicher Form, die man im mittelländischen Gebiet, in Zentral- und Nordwesteuropa findet, auf die Unterschiede von Klima, Boden und Naturprodukten zurückzuführen sind.

Diese Theorie vom mächtigen Einfluß der Umgebung auf Änderung oder Modifizierung körperlicher Grundeigenschaften läßt sich auf einige der Rassenmerkmale leicht anwenden.... In manchen Gegenden fand man, daß der Boden einen mächtigen Einfluß auf die Körpergröße der Bewohner hat; so ist zum Beispiel der hohe Wuchs des Volkes in Kentucky, Vereinigte Staaten, aller Wahrscheinlichkeit nach auf das Kalkwasser dieses Gebiets zurückzuführen. Ähnlich hat sich (nach Röses Beobachtungen) in Gotha die Statur der dortigen Bevölkerung mit Einführung von hartem Wasser verändert. Es sind auch Beobachtungen über den Einfluß der Umgebung auf die K o p f f o r m — ein bisher unter allen Umständen als unveränderlich betrachtetes Merkmal — verzeichnet worden....

Professor Franz Boas in New York ist durch neuere Forschungen zum Schlusse gelangt, daß absolute Dauer menschlicher Typen eine unhaltbare Theorie ist. Seine Untersuchungen der physischen Beschaffenheit von Einwanderern haben eine höchst merkwürdige Erscheinung zutage gefördert; er fand, daß die Kinder der Eingewanderten von höherem Wuchs und besserer körperlicher Entwicklung sind als ihre in Europa geborenen Eltern. Er entdeckte auch eine höchst merkwürdige Änderung in der Kopfform der nach Einwanderung der Eltern in Amerika geborenen Kinder. Das im Ausland geborene Kind, selbst wenn es bei seiner Landung noch kein Jahr alt war, behält die ausländische Kopfform. Das in Amerika geborene Kind, selbst wenn es nur wenige Monate nach Landung der Eltern geboren war, hat die amerikanische Kopfform. (S. 5 ff.)

Schon vor Boas ist es anderen Forschern aufgefallen, daß die Weißen in den Vereinigten Staaten im Laufe einiger Generationen immer mehr indianische Rassenmerkmale annehmen, sich »indianisieren«.

Aber es wäre voreilig, wollte man aus solchen Tatsachen schließen, das amerikanische Milieu werde schließlich die Weißen zu Indianern machen.

Selbst bei den Tieren ist das Milieu nur einer der Faktoren, die seine Körperformen und Kräfte bestimmen — einer, der allerdings unter gleichen Bedingungen gleiches erzeugt. Aber zu diesen Bedingungen gehört auch der Organismus selbst, auf den das Milieu einwirkt. Das gleiche Milieu muß auf verschiedene Organismen nicht gleich, sondern kann auf jeden von ihnen anders wirken. Wenn verschiedene Rassen aus den Milieus, die sie bildeten, in ein neues, ihnen gemeinsames versetzt werden, werden sie alle dadurch abgeändert werden, müssen aber nicht alle in ganz gleicher Weise abändern.

Die amerikanischen Bedingungen können auf einen Weißen anders wirken wie auf einen Mongolen und wieder anders auf einen Neger.

Dazu gesellen sich aber andere Momente, die bewirken, daß beim Menschen das Rassenproblem noch verwickelter ist als bei den Tieren.

3. Menschenrassen.

Wir haben gefunden, daß die Rassen der Tiere im Naturzustand und die der Haustiere zwei sehr verschiedene Dinge sind. Man begeht daher einen großen Fehler, wenn man Erfahrungen, die an den einen gemacht wurden, ohne weiteres auf die anderen überträgt.

Eine reine Rasse von Haustieren kann man auf ein besonderes E l t e r n p a a r zurückführen. Eine bestimmte Rasse (Varietät) wilder Tiere

führt man auf eine besondere Gegend zurück. Die naive Anschauung primitiver Völker ließ wohl auch jede Art der wilden Tiere von einem besonderen Elternpaar abstammen — ebenso wie jede Nation. Als die Sintflut drohte, nahm Noah zur Erhaltung der Tierwelt von jeder Art »ein Männchen und sein Weibchen« in die Arche mit, um sie später wieder freizulassen. Wovon die Fleischfresser existierten, solange jede Art der Pflanzenfresser nur in zwei Exemplaren vorhanden war, wird uns nicht verraten.

So naiv diese Auffassung ist, sie beherrscht heute noch in hohem Grade unser Denken. Bei Varietäten- und Artgenossen spricht man immer noch von der Gemeinsamkeit des »Blutes«, der Abstammung.

So sagt noch Darwin:

Alle Individuen einer nämlichen Art und alle Arten einer Gattung oder selbst noch höherer Gruppen stammen von gemeinsamen Eltern ab; weshalb sie, wenn auch jetzt in noch so weit zerstreuten und isolierten Teilen der Welt zu finden, im Laufe aufeinanderfolgender Generationen aus einer Gegend in alle anderen gewandert sein müssen. (Entstehung der Arten, deutsch von Carus, Stuttgart 1876, S. 548.)

Diese gemeinsame Abstammung von einem Elternpaar, die wir bei künstlichen Rassen beobachten können, gehört bei natürlichen Arten zu den größten Unwahrscheinlichkeiten.

Wir wissen nichts über die Entstehung des Lebens. Aber wir müssen annehmen, daß es ebenso wie alles andere Geschehen dem Gesetz unterliegt, daß gleiche Ursachen unter gleichen Bedingungen stets gleiche Wirkungen erzeugen. Sobald auf der Erde die Bedingungen und Ursachen organischen Lebens gegeben waren, wird sich nicht ein vereinzeltes Klümpchen Eiweiß mit Funktionen des Lebens gebildet haben, das sich durch Wachsen und Abspaltung vermehrte und von dem schließlich alle bestehenden Organismen abstammen, sondern wir müssen annehmen, daß sich Urorganismen — wie immer man sie sich vorstellen mag — überall dort bildeten, wo ihre Bedingungen gegeben waren, daß sie also sofort ihren ganzen »Nahrungsspielraum« ausfüllten. Sie vermehrten sich, sobald sich die für sie geeigneten Gebiete erweiterten, und sie begannen mannigfaltigere Formen anzunehmen in dem Maße, in dem diese Gebiete und damit die Bedingungen des Lebens mannigfaltiger wurden. Jede neue, höhere Art wird da vom Anfang an in zahlreichen Exemplaren aufgetreten sein.

Und diese Voraussetzung müssen wir bis zu den höchsten Formen machen. Nichts spricht dafür, daß die Menschheit von einem einzelnen Paar Affenmenschen abstammt. Die Entwicklung wird wohl eher so vor sich gegangen sein, daß eine ganze den Affen verwandte Tierart in Bedingungen geriet, die ihre Entwicklung zu Menschen bewirkten. Gemeinsamkeit der Rassenmerkmale bei Tieren im Naturzustand bedingt also keineswegs Gemeinsamkeit der Abstammung — auch nicht im entferntesten Gliede — von einem gemeinsamen Elternpaar, demnach auch nicht Blutsverwandtschaft. Immerhin darf man annehmen, daß ein großer Teil von ihnen näher oder entfernter verwandt ist. Die Zahl der Blutsverwandten in einer Varietät wird relativ um so größer sein, je länger sie besteht und je kleiner das Gebiet, über das sie sich erstreckt.

Die Varietäten einer Tierart im Naturzustand innerhalb einer bestimmten Gegend sind äußerst gering, gewöhnlich ist innerhalb eines be-

sonderen Gebiets nur eine vorhanden. Und diese ändert sich nicht, solange die Verhältnisse des Gebiets gleichbleiben. Die Rassen einer Haustierart innerhalb eines Gebiets können dagegen höchst zahlreich sein. Sie sind in beständiger Umformung begriffen, werden immer zahlreicher und entfernen sich immer mehr von der Urrasse, von der sie abstammen.

Dies wird dadurch ermöglicht, daß der Mensch imstande ist, für die von ihm gebildeten Tierrassen ein künstliches Milieu zu schaffen, das die Wirkungen des natürlichen in hohem Grade aufhebt. Bei den Tieren in der Natur wird der Organismus seinen Lebensbedingungen angepaßt. Bei den Haustieren werden die Lebensbedingungen dem Organismus angepaßt, den der Mensch nach seinen Bedürfnissen züchtet. Von den hochgezüchteten Haustieren vermöchte kaum eines mehr ohne Hilfe des Menschen zu existieren.

Diese neue Art der Anpassung — nicht des Organismus an sein Milieu, sondern des Milieus an den Organismus, die der Mensch für das Haustier übt, vollzieht er natürlich erst recht für sich selbst. Dieser Prozeß ist es, durch den er aufhört, ein wildes Tier zu sein. Aber er wird damit nicht zum Haustier.

Bei der Anpassung der Lebensbedingungen an den Organismus verhält sich das Haustier passiv, sie wird *für das Tier* vom Menschen vorgenommen. Er ist das aktive Element dabei. Das Tier hört aber dabei auf, Selbstzweck zu sein. Sein Organismus wird Diener der Zwecke des Menschen. Dagegen kennt der Mensch wie das Tier im Naturzustand keinen höheren Zweck als sich selbst. Er ändert das Milieu *für sich selbst*.

Allerdings ist der Zweck, dem der Mensch dient, nicht ausschließlich seine eigene Persönlichkeit. Bereits unter den Tieren im Naturzustand gibt es gesellschaftliche Tiere, bei denen das einzelne Exemplar für sich allein gar nicht oder zum mindesten nur unvollkommen zu existieren vermag; bei denen jedes auf das Zusammenwirken mit anderen angewiesen ist, sein Gedeihen vom Gedeihen der gesellschaftlichen Gruppe abhängt, der es angehört. Die Gesellschaft steht über dem Individuum, ihre Zwecke stehen höher als die der Einzelpersönlichkeit.

Schon in der Tierwelt erreicht bei manchen Arten die Abhängigkeit des Individuums von der Gruppe, zu der es gehört, einen hohen Grad. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade solche Tierarten am ehesten zu Haustieren werden, am leichtesten ihre Individualität einem über ihnen stehenden Zwang unterwerfen. Beim Menschen wird der gesellschaftliche Zusammenhang durch Sprache und Ökonomie noch weit enger als bei den meisten Tieren — Bienen und Ameisen vielleicht ausgenommen. Die Abhängigkeit des Individuums von der Gesellschaft wächst. Aber so sehr auch beim Menschen gelegentlich die Interessen der Gesamtheit in Widerspruch geraten mögen zu denen des Individuums, die gesellschaftlichen Interessen sind stets menschliche Interessen, sind insofern stets, wenn nicht direkt, so doch indirekt Interessen des Individuums selbst. Wir sehen hier noch von den Klassenscheidungen ab, betrachten eine urwüchsige, einfache Gesellschaft.

Die Heraushebung aus dem Naturzustand wirkt daher auf den Menschen anders als auf die übrigen Tiere. Sie ist das Produkt des Menschen, seiner Erkenntnis der Lebensbedingungen, seiner geistigen Überlegenheit über die übrige organische Natur. Sie ist das Ergebnis seiner Fähigkeit,

seine Organe der sinnlichen Wahrnehmung und der Bewegung durch künstliche Organe zu verstärken und mannigfaltiger zu gestalten und dadurch die Hindernisse der umgebenden Natur in höherem Maße zu überwinden als er im Naturzustand, das heißt mit bloßer Hilfe seiner körperlichen Organe vermochte. Jeder neue Fortschritt auf diesem Gebiet, jede Überwindung einer Naturschranke stellt den Menschen jedoch vor eine neue Schranke, stellt ihm neue Probleme, liefert ihm aber auch neue, früher unbekannte Mittel und Erkenntnisse zu ihrer Lösung. Das natürliche Milieu, dem die Organismen der wilden Tiere angepaßt sind, verändert sich nicht in historischer Zeit, das heißt an den menschlichen Aufzeichnungen gemessen. Das künstliche Milieu, das der Mensch seinem Organismus anpaßt, wechselt dagegen seitdem ununterbrochen. Sicher ist auch die Natur in beständigem Fluß, aber ihr Tempo ist ein unmerkliches, an der Entwicklung der Technik und der gesellschaftlichen Formen des Menschen gemessen. Insofern kann man das natürliche Milieu der wilden Tiere als unveränderliches von dem stets wechselnden künstlichen Milieu des Menschen unterscheiden.

Dieses wird den Bedürfnissen des menschlichen Organismus angepaßt. Aber es wirkt wieder auf ihn zurück. Es stellt keine neuen Anforderungen an die meisten körperlichen Organe, vielfach setzt es die bisherigen Anforderungen an sie herab; zum Beispiel an die Zähne, was zu ihrer Verkümmerung führen kann. Wohl stellt es aber immer wieder neue Anforderungen an jene Organe, denen es seine Entstehung verdankt, die Organe des Erkennens und Urteilens, der geistigen Tätigkeit.

Im Naturzustand wiederholen sich, solange keine Änderungen im Milieu eintreten, für jede Tierart in der Regel immer wieder die gleichen Situationen mit nur geringen Abänderungen. Die daraus sich ergebenden Erfahrungen, Urteile und Aktionen haben daher auch die Tendenz, sich stetig zu wiederholen, zu Gewohnheiten zu werden. Und wie andere erworbene Eigenschaften können auch Gewohnheiten, die Generationen hindurch fortgeübt werden und sich für den Organismus als zweckmäßig erweisen, schließlich erblich, zu Trieben und Instinkten werden, denen man ohne Überlegung folgt.

Beim Menschen wird das Instinktleben um so mehr zurückgedrängt, je mehr er das natürliche durch ein künstliches Milieu zurückdrängt und je rascher dessen Veränderungen vor sich gehen, je mehr sie ihn vor neue Probleme stellen, die nur durch eingehende Prüfung zu lösen sind. Den Organen der geistigen Tätigkeit werden so immer mannigfaltigere neue Aufgaben gesetzt, sie werden immer gewaltiger angestrengt und dadurch immer mehr entwickelt. Immer komplizierter und verschiedenartiger werden die Anforderungen an die geistigen Organe, wird die Art ihrer Beanspruchung und Übung. Und gleichzeitig werden die Verhältnisse der Menschen untereinander, sowohl einzelner Individuen wie ganzer Völker, sehr verschiedenartig, so daß die mannigfachsten Möglichkeiten geistiger Entwicklung eintreten. Die Organe des menschlichen Geistes werden die variabelsten, aber auch die anpassungsfähigsten aller Organe, diejenigen, die den raschesten und gewaltigsten Änderungen unterliegen.

Die entgegengesetzte Entwicklung findet bei den Haustieren statt. Die Entwicklung ihrer Organe hängt vom Menschen ab. Von den meisten fordert er aber nur mehr Fleisch, Milch, Wolle, Eier oder Zugkraft, bei

den wenigsten vermehrte Intelligenz, bei keinem Selbständigkeit. Sehen wir ab von den Hunden, dann ist bei den Haustieren der Fortschritt der Züchtung von einer Abnahme der Intelligenz begleitet. Und selbst beim Hunde ist es fraglich, ob die »edelsten« Rassen auch die intelligentesten sind.

Je mehr die Intelligenz des Menschen und seine Technik steigt, desto mehr ist er imstande, den Einflüssen der ihn umgebenden Lebensbedingungen Widerstand zu leisten. Er kann daher bei veränderten geographischen Bedingungen die ererbten Körpermerkmale, seine Rasseneigentümlichkeiten eher erhalten als im Naturzustand. Insofern tritt bei ihm der Einfluß der Anpassung zurück und der der Vererbung in den Vordergrund. Aber das gilt nur für die körperlichen Merkmale im engeren Sinne, nicht für die Organe des geistigen Lebens. Diese reagieren bei ihrer gesteigerten Empfindlichkeit und Variabilität sofort auf jede Änderung der Lebensbedingungen.

Beim Menschen tritt aber nicht bloß eine Veränderung der künstlichen, sondern auch eine solche der natürlichen Lebensbedingungen leicht ein, während eine solche im Naturzustand eine Ausnahme bildet. Es sind in der Natur meist nur allmählich eintretende Vorgänge, die in geologischen Zeiträumen wechseln, wie Eiszeiten, Hebungen und Senkungen von Kontinenten, die größere, dauernde Wanderungen von Tierarten verursachen. Solche Vorgänge vollziehen sich so langsam, daß die Verdrängung der betroffenen Organismen fast unmerklich, Schritt für Schritt vor sich geht, was ihre Anpassung an die neuen Bedingungen in benachbarten Gegenden erleichtert.

Der Mensch gewinnt dagegen Fortbewegungsmittel, die es ihm erlauben, immer rascher große Entfernungen zurückzulegen, und seine Technik in Nahrungsmittelgewinnung, Kleidung, Wohnung, Heizung und Beleuchtung erlaubt ihm, in Gegenden vorzudringen, in denen er sich im Naturzustand absolut nicht zu behaupten vermöchte.

Gleichzeitig mit der Möglichkeit zu raschen und ausgedehnten Wanderungen ersteht aber im Menschen auch der Drang zu solchen. Im Naturzustand ist die Fruchtbarkeit jeder Art von Organismen ihren Lebensbedingungen angepaßt, so daß ein Gleichgewichtszustand der verschiedenen Arten untereinander eintritt. Ich handle davon ausführlicher in meiner Schrift über »Vermehrung und Entwicklung«. Hier kann ich diesen Gedanken wie so manchen anderen nur kurz andeuten.

Die Technik des Menschen stört diesen Gleichgewichtszustand. Seine Fruchtbarkeit unterliegt nun wechselnden Bedingungen, ebenso seine Sterblichkeit. Das führt mitunter zum Aussterben einzelner Volksstämme, mitunter wieder zu einer so reichlichen Vermehrung, daß bei gegebenen Verhältnissen für den Nachwuchs kein Raum mehr im Lande ist. Später gesellt sich noch die Anziehungskraft mancher Gegenden hinzu, die Fremde anlockt, auch wenn sie nicht Übervölkerung aus der Heimat verdrängt. Diese Anziehungskraft selbst hängt von der Entwicklung der Technik und der Ökonomie ab und kann sehr wechseln. Wasserbauten oder die Technik der Schiffahrt können Flußufer oder Meeresküsten, die ehedem öde, unzugängliche Wildnisse waren, höchst anziehend machen, so daß sie ärmere Stämme anlocken. In unseren Tagen hat der Goldreichtum Alaskas eine Völkerwanderung nach jenen unwirtlichen Gegenden verursacht.

Die mannigfachsten Ursachen und Möglichkeiten zu Wanderungen erstehen. Dieselbe Rasse kann jetzt in den verschiedensten Gebieten und Klimaten gleichzeitig wohnen. Die Wanderungen können so rasch und vorübergehend sein, daß jede Möglichkeit einer Anpassung der Rasse an die neuen Bedingungen, die Erwerbung neuer, erblicher Eigenschaften, ausgeschlossen ist. Aber auch dann, wenn eine Wanderung zu dauernder Festsetzung in einer neuen Gegend führt, kann das künstliche Milieu, das sich der Mensch dort schafft, so stark sein, daß es imstande ist, den Einfluß des natürlichen Milieus für längere oder kürzere Zeit zu hemmen.

Über den Menschen im Naturzustand wissen wir nichts. Selbst die primitivsten Menschen, die wir kennen, verfügen schon über einige Technik. Wir wissen nicht, ob der Mensch im Naturzustand nur ein bestimmtes Gebiet mit gleichmäßigem Charakter oder mehrere mit verschiedenem Charakter bewohnte, ob er damals eine oder mehrere geographische Rassen bildete. Jedenfalls war damals sein Rassencharakter noch ganz von der Natur abhängig.

Technischer und ökonomischer Fortschritt erzeugt dann zwei verschiedene Tendenzen. Verstärkte Antriebe und Möglichkeiten zu Wanderungen treiben manche Rasse dazu, daß sie sich nach und nach über die verschiedensten Gebiete verbreitet. Die verschiedene Natur der neuen Lebensbedingungen wirkt dahin, die alten Rassencharaktere durch geänderte zu ersetzen, neben die alte Rasse oder an ihre Stelle, wenn die gesamte Rasse ausgewandert, eine Reihe neuer zu setzen. Die Veränderung der Rassencharaktere geschieht teils direkt durch den Einfluß der natürlichen Faktoren, Hitze, Kälte, Trockenheit, Feuchtigkeit, Licht, Dunkelheit usw., teils indirekt durch den Kampf gegen diese Faktoren, durch Übung bestimmter Organe, Nichtübung anderer. Je nach der Höhe der Technik und der gesellschaftlichen Bedingungen kann dieser Kampf verschiedene Formen annehmen und kann daher dieselbe Gegend unter verschiedenen Produktionsweisen verschiedene Rassencharaktere erzeugen. Wenn etwa eine Steppe von flüchtigen Nomaden bewohnt wird, so wird sie in diesen andere Charaktere erzeugen als in einer späteren Bevölkerung, die technisch hoch genug steht, durch Bewässerungsanlagen die Steppe in fruchtbares Ackerland zu verwandeln und sie als seßhafte Bauern zu kultivieren.

So werden durch die Fortschritte der Technik und die Wanderungen die Rassenverschiedenheiten vermehrt und neue geographische Rassen geschaffen. Andererseits aber kann die Technik von einem gewissen Höhegrad an der Bildung solcher Rassen entgegenwirken. Je mehr sich die menschliche Technik entwickelt, desto unabhängiger wird die Rasse von der Natur der Umgebung. Sie kann sich ihre Eigenart in den verschiedensten Gebieten erhalten, deren Charaktere mit denen des Gebiets, wo sie sich bildete, gar nichts gemein haben. Wir finden zum Beispiel Europäer, Chinesen, Neger in den verschiedensten Weltgegenden und Klimaten.

Auf die Dauer wird freilich bei aller Höhe der Technik eine Rasse dem Einfluß der Umgebung nie ganz entgehen können. Am ehesten noch dem der organischen Umgebung, des Tier- und Pflanzenlebens, das am leichtesten durch menschliche Eingriffe zu ändern ist. Dagegen wird der Einfluß tellurischer Faktoren, Meereshöhe, Bodengestaltung, Besonnung, Hitze und Kälte, nie ganz auszuschalten sein.

Aber auch hier bezieht sich das Gesagte nur auf die eigentlichen körperlichen Rassenmerkmale. Selbst die flüchtigste Wanderung einer Rasse, die ihr Aussehen in keiner Weise ändert, kann, wenn sie neue Gegenden mit neuen Verhältnissen erschließt, neue Eindrücke hervorruft, neue Probleme schafft, nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben bleiben, damit aber auch auf dessen Organe, deren Beschaffenheit wie die jedes Organs von dem Grade und der Art ihres Gebrauchs wesentlich abhängt. Je eifriger die Rasse daran arbeitet, den Einfluß des neuen Milieus zurückzudrängen, je mehr sie dadurch ihre körperlichen Rassenmerkmale erhält, desto mehr wird sie ihre Organe des geistigen Lebens in neuer Weise anstrengen und ändern müssen.

Dieselben körperlichen Merkmale können mit den verschiedenartigsten geistigen Fähigkeiten und Neigungen gepaart sein.

Die Möglichkeit, daß eine Rasse die geographischen Schranken überschreitet, die ihr von Natur aus gesetzt sind, daß also die Menschenrassen aufhören, geographische Rassen zu sein wie die Varietäten der Tiere im Naturzustand: diese Möglichkeit führt oft und immer mehr dahin, daß in derselben Gegend mehrere Rassen zusammentreffen, freundlich oder feindlich, und zusammenwohnen. Daraus ergibt sich eine neue Möglichkeit, die im Naturzustand nur in Ausnahmsfällen besteht, die der Rassenmischung, die unter Umständen zur Bildung neuer Rassen führen kann, sehr oft aber bloß die alten Rassen auflöst, an ihre Stelle ein Konglomerat der verschiedenartigsten Mischungselemente setzt. Dieser Prozeß der Rassenmischung geht seit Zehntausenden, vielleicht Hunderttausenden von Jahren vor sich:

Was uns die Gegenwart in Millionen Fällen zeigt, hat auch in aller Vergangenheit bestanden, und es gibt auf diesem kleinen, die Kommunikationen erleichternden Planeten keine ungemischte Rasse.... Auf dieser Erde gehen alle Rassen ineinander über, und jede Rasse setzt sich aus verschiedenen Unterabteilungen zusammen. (Ratzel, Anthropogeographie, II, S. 587.)

Je weiter ein Volk von seinen ursprünglichen Wohnsitzen und seinen ursprünglichen Zuständen entfernt ist, je mehr Wanderungen es durchgemacht hat, je reicher seine Geschichte, je größer sein Verkehr, also je höher es steht, um so mehr Gelegenheiten zu Rassenmischungen wird es gehabt haben, desto weniger von seiner ursprünglichen Rasse wird in ihm vorhanden sein; desto mehr hat es aufgehört, eine »reine« Rasse zu sein, und desto mannigfaltiger die Rassenelemente anderer Art, die es in seinem Schoße aufgenommen hat. Insoweit nicht länger dauernder Einfluß gleicher Naturbedingungen in einem Gebiet dieser Mannigfaltigkeit entgegenwirkt und eine neue geschlossene geographische Rasse herzustellen trachtet, werden Kreuzungen und Rückschläge in einer derartigen Bevölkerung die größte Mannigfaltigkeit körperlicher oder noch mehr geistiger Eigenschaften herbeiführen, die ja viel variabler sind wie jene. Gerade je höher die technische und gesellschaftliche Entwicklung, um so geringer der Einfluß der Naturbedingungen.

Doch erzeugt der gesellschaftliche Fortschritt nicht bloß die Tendenz nach Auflösung der alten, überkommenen Typen, er läßt auch Faktoren erstehen, die neue Typen innerhalb einer Bevölkerung zu bilden trachten. Das wird bewirkt durch die Arbeitsteilung, zu der wir im Tierreich bloße Ansätze finden — auch hier wieder Bienen und Ameisen ausgenommen —, die in der menschlichen Gesellschaft zu wachsender Ausdehnung gelangt und eine der wichtigsten Grundlagen ihres Fortschritts wird.

Die Teilung in Berufe wird unter Umständen zu einer Teilung in Klassen, herrschende und beherrschte, ausbeutende und ausgebeutete. Die Teilung der Arbeit führt schließlich zu einer Teilung der Gesellschaft in Arbeitende und Nichtarbeitende.

Solche Teilungen bewirken, daß sich innerhalb eines Volkes Gruppen bilden, von denen jede ihre natürlichen Organe anders anwendet oder andere Organe anwendet, jeder unter anderen Bedingungen, in einem anderen Milieu lebt. Unter diesen Umständen erwirbt jede dieser Gruppen ihre besonderen Eigenschaften, zum Teil Körpermerkmale, vor allem aber geistige Merkmale, denn die ökonomischen und sozialen Scheidungen verursachen mehr noch bei den geistigen als bei den im engeren Sinne körperlichen Fähigkeiten Unterschiede in der Betätigung.

Wir sahen früher, daß dieselbe Rasse durch Zerstreuung über verschiedene Gebiete mit verschiedenen Produktionsweisen Abänderungen erleiden kann. Jetzt sehen wir, daß bei derselben Rasse innerhalb eines bestimmten Gebiets solche Abänderungen durch ökonomische Einwirkungen eintreten können. Andererseits vermag aber auch wieder Gemeinsamkeit des Berufs Angehörigen verschiedener Rassen den gleichen Charakter aufzuprägen und ihre Unterschiede zu verwischen.

So bemerkt zum Beispiel Ratzel:

> In manchen Fällen, wo man von »Rasse« spricht, würde man besser »Klasse« sagen. Durch alle Völker begleiten körperliche Unterschiede die Sonderung der Stände, welche um so tiefer geht, je weiter die Völker von Bildung und Freiheit entfernt sind.... Die Verteilung der Farbentöne der Haut begleitet aus naheliegenden Gründen am häufigsten die Standesunterschiede.... Es läßt sich nicht die Farbenabstufung übersehen, welche auf einer und derselben Insel zwischen höheren und niederen Klassen besteht. Jene werden schon von Cook und von Forster als heller bezeichnet, außerdem als größer und edler in der Haltung. G. Forster in seiner überschwenglichen Art meint, diese Adligen hätten so viel vor dem gemeinen Manne voraus, daß sie fast eine ganz andere Art von Mensch zu sein scheinen. Der Zusammenhang der helleren Haut und sanfteren Züge mit einer bequemen, untätigen Lebensart wird indessen ausdrücklich von ihm hervorgehoben. Nicht minder sprach aber auch im Geist und Charakter etwas Verfeinertes, wenn auch nicht Veredeltes sich aus. Die Adligen waren als die Häuptlinge und Priester zugleich auch der Wille und die Intelligenz Polynesiens, die Monopolisten des Wissens und des darauf gegründeten Denkens. (Anthropogeographie, II, S. 590, 591.)

Verschiedene Klassen können den Charakter verschiedener Rassen annehmen. Andererseits kann das Zusammentreffen verschiedener Rassen, von denen jede eine besondere Beschäftigung besonders entwickelt hat, dazu führen, daß diese Rassen verschiedene Berufe oder soziale Stellungen innerhalb der gleichen Gemeinschaft ausfüllen, die Rasse zur Klasse wird. Namentlich häufig ist der Fall, daß ein armes, aber kriegerisches Nomadenvolk eine wohlhabende friedliche Bauernbevölkerung überfällt und unterjocht, wobei das erstere Volk die Funktion eines kriegerischen Adels übernimmt, dessen Monopol die Landesverteidigung wird. Dieser Adel wird ausschließlich kriegerische Eigenschaften entwickeln, produktive Arbeit verachten, und die Arbeiter werden arm, schlecht genährt, wehrlos und unkriegerisch sein, was sich bis zur Feigheit steigern kann.

Wo die Rassenmerkmale mit den beruflichen zusammenfallen, werden sie durch die Arbeitsteilung noch verschärft und vertieft werden.

Andererseits kann die Vertiefung einer im Berufs- oder Klassenleben erworbenen Eigenschaft zu einer Rasseneigenschaft dadurch gefördert werden, daß die Angehörigen einer Klasse oder eines Berufs gezwungen werden, ausschließlich innerhalb ihrer Gruppe zu heiraten. Das kann teils eine Folge von Überhebung einer höheren Klasse sein, die die anderen verachtet, teils aber aus Gründen der Zuchtwahl verfügt werden: die herrschende Klasse will ihre hervorragenden Eigenschaften, die ihr zur Macht verhalfen, sich ungeschmälert erhalten und darum jede Mischung mit anderen Gruppen, denen jene Eigenschaften fehlen, vermeiden. Die Vererbung der Merkmale der Herrscherklasse soll gesichert werden. Andererseits wird Gruppen, die auf die tiefste Stufe herabgedrückt werden, verboten, sich mit der übrigen Bevölkerung zu mischen, damit diese nicht von den Fehlern jener Auswürflinge angesteckt werde.

Wie bei den Haustieren sucht man auch bei den Klassen hervorragende Merkmale dadurch zu konservieren, daß man die Rasse »rein« erhält. Aber der Mensch ist kein Haustier, und die Reinheit der Rasse stößt bei ihm auf mannigfache Schwierigkeiten.

Bei den Haustieren genügt es nicht, daß die Zuchttiere von der Kreuzung mit rassefremden Individuen bewahrt werden. Es müssen auch unter den Rassetieren stets die hervorragendsten Exemplare ausgewählt und allein als Zuchttiere benutzt werden. Die übrigen, weniger ausgezeichneten werden oft vernichtet, stets von der Fortpflanzung ausgeschlossen.

So streng kann eine Klasse oder Kaste gegen ihre eigenen Mitglieder nicht vorgehen, sie mag das Klasseninteresse noch so sehr über das individuelle erheben. Sie nimmt oft für sich oder für den Vater des Kindes das Recht in Anspruch, zu entscheiden, ob es aufgezogen oder getötet werden soll. Das christlich-germanische Rittertum wurde dieser Praxis dadurch enthoben, daß es die Möglichkeit bekam, schwächliche oder unkriegerische Knaben in ein Kloster zu stecken und dadurch am Erzeugen einer legitimen Nachkommenschaft zu hindern. Aber diese Methoden der Auslese wurden doch nicht immer nach rein züchterischen Gesichtspunkten angewandt und oft durch andere Erwägungen durchkreuzt. Der Vater, der einen Leibeserben wünschte und einen kräftigen nicht zu erzielen vermochte, wird ein schwächliches Kind nicht getötet, sondern aufgezogen, auch nicht zum Zölibat verurteilt, sondern verheiratet haben.

Zur Reinheit der Rasse als Klasse gehört aber auch vollständige Verfügung über das Geschlechtsleben der Frau — nicht des Mannes. Seine Bastarde werden nicht Mitglieder der herrschenden Klasse. Dagegen wird Ehebruch der legitimen Frau, wenn er nicht zutage kommt, die Reinheit der Rasse unterbrechen. Je freier die Frau, desto leichter der Ehebruch. Eine Unfreiheit der Frau, die so weit geht, daß sie in einen Harem gesperrt wird wie eine Kuh in den Stall, ist stets mit Vielweiberei gepaart. Da aber die Zahl der Frauen überall ungefähr der der Männer gleich ist, erheischt die Vielweiberei, daß auch Frauen, die nicht der herrschenden Rasse angehören, zu Ehegattinnen erhoben werden. Übrigens ist selbst die Frau des Harems noch keine Stallkuh und ihres freien Willens nicht ganz beraubt. Auch sie findet noch Mittel zum Ehebruch. Das wußte schon der Sultan Scheherban, der meinte, es gebe nur ein Mittel, sich die Treue einer Frau zu sichern: ihre Tötung nach der ersten Umarmung.

Gelingt es trotz alledem, die Reinheit der Rasse zu wahren, dann droht ihr weiteres Unheil aus der Inzucht. Diese kann lange unschädlich bleiben dort, wo nur kerngesunde Menschen zur Fortpflanzung kommen. Eine ausbeutende Klasse, die ihre Herrschaft befestigt hat und über große Reichtümer verfügt, ergibt sich jedoch leicht einem arbeitslosen Genußleben, das sie degeneriert. Wo das eintritt, da fördert noch die Inzucht den Verfall, um so mehr, je reiner die Rasse bleibt.

Wir sehen, die Erscheinung der Rasse ist beim Menschen noch weit verwickelter als in der Tierwelt. Die Bestimmtheit der Rasse, die beim Tiere so deutlich auftritt, geht in der Menschheit immer mehr verloren. An Stelle lange unverändert bleibender, scharf begrenzter Rassen finden wir einen stetig fließenden und immer rapider fortgehenden Prozeß von Rassenauflösungen, Rassenbildungen, Rassenmischungen, der bedingt wird durch den allgemeinen Prozeß der technischen, ökonomischen, sozialen Entwicklung, aus ihm entspringt, sich mit ihm verschlingt. Immer schwerer wird es, die ererbten von den individuell erworbenen Eigenschaften zu trennen, immer mannigfaltiger werden die Rassen, die Rasseneigenschaften, immer mannigfaltiger innerhalb jeder Menschengruppe die Individuen, immer variabler und immer wichtiger werden für den Menschen an Stelle der körperlichen, schwer veränderlichen, leicht festzustellenden Merkmale die geistigen, die aufs äußerste wandelbar, durch keinerlei Messungen vollständig festzustellen, vielfach nur aus den flüchtigsten Erscheinungen zu erschließen sind.

Es dürfte kaum eine schwierigere Aufgabe geben als die, bei einer bestimmten Erscheinung der menschlichen Geschichte den Einfluß der Rasse rein herauszuschälen. Die Aufgabe wird um so schwieriger und — für unsere bisherigen Mittel und Methoden der Forschung — hoffnungsloser, je weiter wir in der Geschichte fortschreiten, je mehr sich die Rassen mengen, je mannigfaltiger und kräftiger die künstlichen Bedingungen werden, in denen sie leben.

Unseren Rassentheoretikern aber erscheint das, was vielleicht das verwickeltste Problem der Menschheitsgeschichte ist, als ihre einfache und selbstverständliche Erklärung. Den Begriff der Rasse, der sogar für die tierischen und pflanzlichen Organismen, wo er viel einfacher liegt, noch recht stark schwankt, betrachten sie als unerschütterliche Basis, auf der ohne weiteres die gesamte Theorie und Praxis der menschlichen Gesellschaft aufzubauen ist.

4. Unterscheidungen und Gegensätze der Menschenrassen.

Während die belletristischen und journalistischen Rassentheoretiker den Begriff der Rasse beim Menschen als Selbstverständlichkeit behandeln, können sich die Naturforscher über die Rasseneinteilung des Menschen nicht einigen. Sie müssen zugeben, daß hier alles fließt. So konstatierte Darwin:

> Unser Naturforscher würde sehr beunruhigt werden, sobald er bemerkte, daß die Unterscheidungsmerkmale des Menschen in hohem Grade variabel sind.... Es kann bezweifelt werden, ob irgendein Charakter angeführt werden kann, der für eine Rasse unterscheidend und konstant ist.... Die Form des Schädels variiert in manchen Rassen bedeutend, und so ist es mit jedem anderen Charakter.... Die Rassen des Menschen gehen gradweise ineinander über, und zwar, soweit wir das beurteilen können, in vielen Fällen ganz unabhängig davon, ob sie sich miteinander gekreuzt haben oder nicht. Der Mensch ist sorgfältiger als irgendein anderes Wesen studiert

worden, und doch besteht die größtmögliche Verschiedenheit des Urteils unter sachkundigen Richtern darüber, ob er als eine Art oder Rasse klassifiziert werden solle oder als zwei (Virey), als drei (Jacquinot), als vier (Kant), fünf (Blumenbach), sechs (Buffon), sieben (Hunter), acht (Agassiz), elf (Pickering) fünfzehn (Bory St. Vincent), sechzehn (Desmoulins), zweiundzwanzig (Morton), sechzig (Crawfurd) oder als dreiundsechzig nach Burke. (Abstammung des Menschen, deutsch von Carus, I, S. 228.)

Das wurde vor einem halben Jahrhundert geschrieben, gilt aber heute noch ebenso.

In ihrer Verlegenheit sind manche Anthropologen schließlich darauf verfallen, eine Reihe von Rassen nicht nach körperlichen Merkmalen, sondern nach der Sprache einzuteilen, von der Ernst Häckel allen Ernstes behauptet, sie »vererbe sich viel strenger als die Schädelformen«. (Natürliche Schöpfungsgeschichte, 5. Auflage, S. 602.)

Natürlich ist das, was vererbt wird, nur die Fähigkeit, zu sprechen, nicht eine besondere Sprache. Die Sprache wird erlernt, wobei die ersten und wichtigsten Lehrer jene sind, die den einzelnen in seiner Kindheit umgeben. Aber das müssen nicht immer und notwendigerweise die Eltern sein. Durch Wanderungen, durch Wechsel der Umgebung, durch Zusammentreffen mit fremden Völkern kann man auch die Sprache der Vorfahren vergessen und eine fremde annehmen, während man die angeborene Färbung der Haare, der Augen, der Haut, die Gestalt der Nase nicht verliert. Ganze Völker können, ohne ihren Rassencharakter im geringsten zu ändern, ihre Sprache wechseln, und umgekehrt, in einer Gegend können die verschiedensten Rassen nacheinander auftauchen, eine die andere verdrängend, und dabei die Sprache der Gegend eine von der anderen übernehmen. Im heutigen Griechenland wird fast dasselbe Griechisch gesprochen wie vor zwei- und dreitausend Jahren. Wie viele Rassen sind aber seitdem dort erschienen! Andererseits haben die Irländer ihre keltische Sprache in den letzten Jahrhunderten aufgegeben, ohne ihre »Rasse« merklich zu ändern. Wäre die Sprache ein Rassencharakter, dann müßten die Neger der Vereinigten Staaten zur angelsächsischen »Rasse« gehören und die Neger und Indianer Zentral- und Südamerikas zur lateinischen »Rasse«.

In Wirklichkeit ist die Sprache noch weniger ein Rassenmerkmal als Hautfarbe, Behaarung oder Schädelbildung. Es gibt keine semitische und keine arische Rasse. Die arische Rasse ist kein Urvolk, sondern »eine Erfindung der Studierstube«. (Dr. E. Houzé, L'Aryen et l'Anthropologie, S. 33. Brüssel 1906.)

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Sprache für die Gruppierung der Menschen nicht von äußerster Wichtigkeit sei. Sie ist das Mittel ihrer Verständigung, ihres gesellschaftlichen Zusammenwirkens. Wo Menschen die gleiche Sprache sprechen, gesellen sie sich leicht zu gemeinsamem Leben und Arbeiten zusammen. Wo die materiellen Bedingungen des Lebens und Arbeitens sie zusammenbringen, müssen sie trachten, sich durch eine gemeinsame Sprache zu verständigen. So steht die Sprache in steter und enger Wechselwirkung mit dem Umfang der gesellschaftlichen Gruppierung der Menschen, sie wird eines der wichtigsten Mittel, die Menschen zu vereinigen und zu sondern, und die Erforschung alter sprachlicher Überlieferungen kann uns mitunter helfen, die Geschichte gesellschaftlicher Gruppierungen aus Zeiten

zu rekonstruieren, aus denen andere Zeugnisse darüber verloren gegangen sind. Die Einteilung der Menschheit nach Sprachgruppen ist wohl berechtigt, aber mit der Einteilung nach Rassen fällt sie keineswegs zusammen. Ursprünglich, solange jede Menschenrasse eine geographische Rasse darstellte, eine Menschengruppe, die viele Jahrtausende hindurch unter gleichen Bedingungen gleiche Gegenden bewohnte, kann auch jede Rasse eine ihr eigentümliche Sprachenart entwickelt haben, eine Sprachenart, die in zahlreiche Mundarten zerfiel. Gemeinsamkeit des Sprachstammes deutet zunächst auf ehemalige Gemeinsamkeit des Wohngebiets und seiner Lebensbedingungen hin und damit bei ganz urwüchsigen Völkern auf Zugehörigkeit zur gleichen geographischen Rasse. Aber es gibt heute kaum noch ein Volk, das ohne Mischung mit anderen Völkern jene Ursitze bewohnt, in denen jene Sprachenart gebildet wurde, die es heute spricht. Je mannigfacher seine Wanderungen, seine Mischungen mit anderen Rassen, seine historischen Schicksale, um so mehr werden Sprache und Rasse voneinander unabhängig werden. Und je mehr die Mittel des Verkehrs wachsen, je ausgedehnter die Menschengruppen sind, die durch die Ökonomie zu dauerndem gesellschaftlichen Zusammenwirken verbunden werden, desto eher werden sehr verschiedenartige Rassen und Rassengemische zu einer einheitlichen Sprach- und Kulturgruppe zusammengefaßt. Andererseits muß dasselbe Wachsen der Mittel des Verkehrs, je mehr es Mitglieder derselben Rasse in die verschiedensten Weltgegenden führt, den verschiedensten Menschengruppen einfügt, die Rassen sprachlich trennen, so daß vielfach Abkömmlinge der gleichen Rasse einander immer weniger verstehen, immer weniger miteinander geistig gemein haben.

Mit der Sprache als Rassenmerkmal ist es also ebenfalls nichts.

Moderne Anthropologen denken auch ganz anders über die Rasse als jene »Anthroposoziologen«, die sich offenbar deshalb so nennen, weil sie ebensowenig von Anthropologie wie von Soziologie verstehen. Einen schönen Abriß der »anthropologischen Auffassung der Rasse« gab der Berliner Professor F. v. Luschan auf dem ersten allgemeinen Rassenkongreß, abgehalten in London 1911. Wir geben seine Ausführungen ausführlicher wieder, auch jene, die den sich wissenschaftlich drapierenden Rassendünkel unserer Kolonialfanatiker à la Rohrbach gut beleuchten. Er führte unter anderem aus:[1]

Farbige Leute werden oft als wilde Rassen bezeichnet, aber nur verhältnismäßig selten finden wir einen Versuch, eine genaue Definition von »farbig« und »wild« zu geben.

Ein europäischer Gouverneur in Afrika erließ einmal eine Anordnung darüber, wie sich Neger, Araber, Hindus, Portugiesen, Griechen und andere Farbige zu benehmen hätten, wenn sie einem Weißen begegneten, und im deutschen Reichstag sprach ein Nachfolger Bismarcks einmal von den Samoanern als einer »Handvoll Wilder«.

Viele Bücher wurden über die Unterschiede zwischen den Menschenrassen geschrieben, und ernsthafte Gelehrte haben vergeblich versucht, eine genaue Definition dessen zu geben, was den Unterschied zwischen wilden und zivilisierten Rassen ausmacht. Es ist sehr leicht, von »Griechen und anderen Farbigen« zu sprechen. Aber manche Leute rechnen die alten Griechen zu den zivilisierten Rassen und sind dabei so streng, daß sie die Römer als »Halbbarbaren« von dieser Gruppe ausschließen.

[1] Anthropological View of Race. Abgedruckt in Papers on inter-racial problems, communicated to the first universal races congress, held at the university of London, July 26—29, 1911. London 1911. S. 13 ff.

Alt ist die Unterscheidung der Menschheit in aktive und passive Rassen. Seitdem hat man den Versuch gemacht, zwischen die »Tagrassen« und die »Nachtrassen« die »Dämmerungsrassen« einzuschieben, und die Japaner wurden den »Dämmerungsmenschen« zugezählt — dieselben Japaner, die jetzt die Bahnbrecher der menschlichen Zivilisation in Asien sind und vielleicht die Denkfreiheit Europas zu Tsuschima und auf den Schlachtfeldern der Mandschurei retteten.

Noch weniger haltbar und einwandfrei ist die Teilung der Rassen nach der Farbe. Wir wissen heute, daß die Farben der Haut und des Haares nur der Wirkung der Umgebung entstammen und daß wir bloß deshalb hellfarbig und blond (fair) sind, weil unsere Vorfahren Tausende oder wahrscheinlich Zehntausende von Jahren in sonnenlosen und nebligen Ländern wohnten. Hellfarbigkeit ist nichts als Mangel an Farbstoff (pigment), und unsere Vorfahren verloren einen Teil ihres Pigments, weil sie es nicht brauchten, so wie der Grottenolm (Proteus angineus) und manche Insekten in Höhlen blind werden, wo ihre Augen nutzlos sind. Dafür müssen wir armen hellfarbigen Leute dunkle Brillen und Handschuhe tragen, wenn wir über einen Gletscher gehen, und unsere Haut brennt ab, wenn wir sie zu stark dem Sonnenlicht aussetzen.

Es ist also ganz natürlich, daß manche Rassen der Indier und Singalesen dunkel sind, aber es wäre absurd, sie deshalb »Wilde« zu nennen, da sie eine alte Zivilisation und eine edle und verfeinerte Religion zu einer Zeit besaßen, wo unsere Vorfahren noch sehr tief standen.

Luschan zeigt dann an mannigfachen Beispielen, daß die angebliche Inferiorität der Wilden vielfach nur scheinbar, die Beweise dafür oft nur eine Folge der Albernheit und Ungeduld ihrer Beobachter waren, die Unverstand sahen, wo sich nur ihre eigene Verständnislosigkeit geltend machte. Er fährt dann fort:

Früher war es weniger die geistige und materielle Kultur fremder Rassen als ihre anatomische Beschaffenheit, woraus man ihre Inferiorität schloß. Besonders in Amerika war vor dem Bürgerkrieg die Anthropologie (oder was man so nannte) damit beschäftigt, zu zeigen, daß der Neger mit seiner schwarzen Haut, dem Vorspringen der Mundpartie (Prognathismus), seinen wulstigen Lippen und seiner kurzen, breiten Nase kein menschliches Wesen sei, sondern ein Haustier. Die Art seiner Behandlung war seines Besitzers private Angelegenheit und ging andere Leute ebensowenig an als die Behandlung seiner Rinder oder Pferde.

Es gibt selbst heute Gelehrte, die für die verschiedenen Typen des Menschen einen verschiedenen Ursprung behaupten und die eine der Rassen der älteren Steinzeit (paläolithisch) vom Gorilla und eine andere (oder vielleicht die gleiche) vom Orang ableiten. Der Verfasser des „Anthropozoon biblicum“ geht noch weiter und will uns glauben machen, die dunklen Rassen seien das Ergebnis eines blutschänderischen Verkehrs zwischen »Ariern« und Affen. Aber die große Mehrheit der modernen Forscher spricht sich für die Abstammung der gesamten Menschheit von einer einzigen Rasse aus.

Die Frage der Zahl der menschlichen Rassen hat damit ihre Berechtigung verloren und ist jetzt mehr eine Frage philosophischer Spekulation als wissenschaftlicher Untersuchung geworden. Es ist heute nicht wichtiger, zu wissen, wieviel menschliche Rassen es gibt, als herauszufinden, wieviel Engel auf einer Nadelspitze tanzen können. Unsere Aufgabe geht dahin, zu erforschen, wie die alten, primitiven Rassen sich auseinander bildeten und wie diese Rassen sich änderten oder entwickelten durch Wanderung und Kreuzung.

Wir wissen noch nicht, wo sich die ersten Menschen aus früheren tierischen Formen zu entwickeln begannen.... Wir werden nicht ferne von der Wahrheit sein, wenn wir annehmen, daß der paläolithische Mensch Europas vom heutigen Ureinwohner Australiens nicht wesentlich verschieden war. Wenn wir aus den

Eigenschaften des Skelettes Schlüsse auf die weicheren Partien des Körpers schließen dürfen, hatten unsere paläolithischen Vorfahren dunkle Haut, dunkle Augen und dunkle, mehr oder weniger straffe Haare. Ihre Heimat lag wahrscheinlich in einer Gegend Südasiens. Auch heute noch finden wir ähnliche Typen unter den Bala von Celebes und den Weddas von Ceylon. Tatsächlich gehören Millionen dunkler Menschen in Indien zu diesem Geschlecht und ebenso alle dunklen Stämme in Belutschistan.

Wir können also einen frühen und ursprünglichen Typus der Menschheit von Gibraltar, Mousstier, Spy, Neandertal, Krapina bis Ceylon, Celebes, Australien verfolgen. Das ist sicher ein weites Gebiet, aber jedes Jahr bringt neue Beweise dieses direkten ununterbrochenen Zusammenhanges eines bestimmten menschlichen Typus von der frühesten Steinzeit bis zu unseren Tagen.

Natürlich ersteht die Frage, wie es kam, daß unsere australischen Brüder durch fünfzigtausend oder hunderttausend Jahre oder noch länger in einem derartig rückständigen Zustand materieller und geistiger Kultur bleiben konnten, während wir Europäer die Höhe der modernen Zivilisation erklommen. Die Antwort ist nicht schwer. Australien wurde von der übrigen Welt durch eine frühzeitige geologische Katastrophe bald nach der Einwanderung des paläolithischen Menschen getrennt. Jeder Anstoß und jede Anregung von außen hörte auf, und das menschliche Leben begann zu versteinern.

Ganz anders in Europa und Westasien. Tausenderlei Vorteile der Umgebung, eingeschnittene Küsten, viele vorgelagerte Inseln, schiffbare Ströme und namentlich ständiges Wandern von Asien nach Europa und von Europa nach Asien und Afrika, der rasche Austausch von Erfindungen, Entdeckungen und Errungenschaften, der ununterbrochene Handel und Verkehr machten uns zu dem, was wir sind.

Dieser ursprüngliche einheitliche Menschentypus begann hauptsächlich nach zwei Richtungen abzuändern. Südwestlich von der Linie, die Gibraltar mit Australien verbindet, entwickelte er wolliges, krauses Haar und wurde so zu dem, was wir heute den Urneger nennen.... Auf der anderen Seite dieser Linie, in Nordasien, bekam der Urmensch im Laufe vieler Jahrtausende straffes Haar und einen kürzeren oder breiteren Schädel. Der heutige Chinese und der typische, heute fast ausgestorbene amerikanische Indianer stehen an dem Ende dieser nordöstlichen Linie der Entwicklung, während der typische Neger das südwestliche Ende repräsentiert.

Wir haben so drei Hauptvarietäten der Menschheit — die alte indoeuropäische, die afrikanische und die ostasiatische, die alle von demselben ursprünglichen Stamm abzweigen, seit Tausenden, vielleicht Hunderttausenden von Jahren voneinander abzweigen, aber alle drei eine vollkommene Einheit bilden, sich nach allen Richtungen untereinander fortpflanzen ohne die geringste Einbuße an Fruchtbarkeit.

Aus diesen drei Varietäten entsprangen alle die verschiedenen Typen der heutigen Menschheit, hauptsächlich durch lokale Isolierung. Ein sehr interessantes Beispiel solcher Abänderung ist in den frühesten bekannten Einwohnern Westasiens zu finden. Dies ist das Land jener ausnehmend schmalen und krumm gebogenen Nasen, die wir gewöhnlich jüdische oder semitische Nasen nennen. Diese bemerkenswerten Nasen sind jedoch nicht eine Eigentümlichkeit der semitischen Eindringlinge, die in Abraham ihren Stammvater verehren, sondern der vorsemitischen Bevölkerung, die man hethitisch oder armenoidisch nennen kann, da die heutigen Armenier ihre direkten Abkömmlinge sind.

Diese alten Hethiter oder Armenoiden wanderten frühzeitig nach Europa, wo die »alpine Rasse« von ihnen abstammte. In den meisten abgelegenen Tälern Savoyens, Graubündens, Tirols und Kärntens zeigt mehr als die Hälfte der Bevölkerung die Kopfform und die Nase dieser zweiten Einwanderung aus Asien nach Europa, und aus der Mischung dieser breitköpfigen »alpinen Rasse« mit den Abkömmlingen der langköpfigen paläolithischen oder Neandertal- oder Uraustralierrasse sind alle großen europäischen Rassen von heute entsprungen....

Wurden die ersten Varietäten des Urmenschen sicherlich durch lange Isolierung geformt und fixiert, so bildeten sich spätere Varietäten und Rassen durch Wanderung und Kolonisation....

In früheren Zeiten waren manche Ethnologen erstaunt über die auffallende Übereinstimmung in der Richtung des menschlichen Geistes, und sie wunderten sich darüber, daß die Menschen in allen Teilen der Erde auf die gleichen Ideen und Hilfsmittel verfielen. Diese Theorie des »Völkergedankens« ist heute fast ganz aufgegeben, und wir müssen die wirkliche Einheit des Menschengeschlechtes zugeben. Helle und dunkle Rasse, langköpfige und kurzköpfige, intelligente und rückständige, sie kommen alle von demselben Stamm. Günstige Verhältnisse und Bedingungen, namentlich eine gute Umgebung, eine fördernde geographische Position, Handel und Verkehr ließen die eine Gruppe rascher fortschreiten als die andere, indes einige Gruppen in ganz ursprünglichen Stadien zurückblieben, aber sie alle sind ihrer Umgebung angepaßt, nach dem Gesetz des Überlebens der Passendsten.

Dieser Gedankengang läßt sich kaum präziser wiedergeben als mit den Worten Luschans. Wir haben sie daher ausführlich zitiert. Es ist im wesentlichen der Gedankengang der ganzen modernen Anthropologie. In Details weichen natürlich die einzelnen Forscher noch recht weit voneinander ab.

Aber davon handeln wir hier nicht. Das Entscheidende ist, daß für die moderne Anthropologie die Rassenscheidung als unüberbrückbare Kluft nicht existiert. Die Rassen sind in beständigem Wandel und Übergang begriffen, sie sind alle in letzter Linie eines Ursprungs, keine der herrschenden darf sich rühmen, ihre heutige Überlegenheit liege in ihrem Blute begründet und sei unveränderlich, solange die Rasse ihre Reinheit bewahre. Von keiner der beherrschten darf man behaupten, ihre Sklaverei entspringe einer natürlichen, unveränderlichen Minderwertigkeit. Die Überlegenheit der einen ist nur günstigen Umständen der Umwelt zuzuschreiben, wie die Zurückgebliebenheit der anderen ungünstigen. Von jeder Rasse darf man erwarten, sie werde unter gleich günstigen Umständen dasselbe leisten wie die höchststehenden — freilich nicht notwendigerweise sofort. Die Germanen des Tacitus lebten ungefähr anderthalb Jahrhunderte später als die des Cäsar und waren doch noch fast ebenso große Barbaren wie jene. Auf die germanische Völkerwanderung folgte ein ganzes Jahrtausend, ehe die Gesellschaft wieder die Höhe der untergegangenen römisch-griechischen Kultur erreichte, und von da ab dauerte es noch Jahrhunderte bis zu unserer heutigen Zivilisation. Den Negern wird aber vielfach immer noch mit leichtem Herzen jede Kulturfähigkeit abgesprochen, weil sie in den Vereinigten Staaten seit ihrer Befreiung, also seit ganzen fünfzig Jahren, noch nicht aus dem Zustand der Barbarei, in dem sie bis dahin gelebt, so weit emporgestiegen sind, daß sie einen Darwin oder Kant hervorbringen konnten. Dabei werden heute noch die Neger in den Vereinigten Staaten systematisch in größter Unwissenheit erhalten, auch die primitivste Schulbildung ihnen sehr erschwert!

Schon wenige Jahre nach der Negerbefreiung hielt sich Häckel für befugt, zu schreiben:

> Einer wahren inneren Kultur und einer höheren geistigen Durchbildung sind die Ulotrichen (Wollhaarigen) unfähig, auch unter so günstigen (?) Anpassungsbedingungen, wie sie ihnen jetzt in den Vereinigten Staaten Nordamerikas geboten werden. (Natürliche Schöpfungsgeschichte, S. 603.)

Eine saubere »evolutionistische« Auffassung! Irgendeine Begründung findet sie nicht. Gerade von den Anthropologen wird sie immer mehr ver-

lassen — soweit nicht Bedürfnisse nach einer »wissenschaftlichen« Begründung der Kolonialpolitik sie neu beleben.

Eines allerdings ist richtig: die leitenden Völker der modernen Zivilisation sind in den letzten Jahrhunderten so ungeheuer rasch fortgeschritten, namentlich in ihrer Technik, daß ihr Vorsprung ein immer gewaltigerer, der Weg immer weiter geworden ist, den die zurückgebliebenen Völker zurückzulegen haben, um auf die gleiche Höhe mit den führenden zu gelangen. Daraus folgt aber nicht, daß jene auch in Zukunft immer mehr zurückbleiben werden und zurückbleiben müssen. Der rapide Fortschritt der europäischen Völker seit dem sechzehnten Jahrhundert war nur möglich durch eine Ausdehnung des Verkehrs, die alle Rassen und Völker der Welt in engsten Kontakt miteinander bringt. Das wirkte auf die schwächsten unter ihnen zunächst mörderisch, denn die moderne Gesellschaft beruht auf brutalen Interessengegensätzen: mörderisch für den Körper und den Geist. Die einen wurden ausgerottet, die anderen zu Haustieren herabgedrückt und zur Stupidität von Haustieren verurteilt — wie europäische Proletarier auch. Aber nicht überall und nicht dauernd wirkt diese Entwicklung degradierend. Wie für jede der kraftvolleren Schichten des Proletariats, kommt auch für jede der kraftvolleren der zurückgebliebenen, vom Kapitalismus unterjochten Völkerschaften des Erdballs die Zeit, wo aus der Degradation die Empörung gegen die Degradation und damit ein Aufstieg erwächst. Dieser kann aber nur darin bestehen, daß man sich der materiellen und geistigen Waffen bemächtigt, die den »Herrenvölkern« ihre dominierende Stellung geschaffen haben. Der Vorsprung der herrschenden kapitalistischen Nationen ist zu groß, als daß die anderen erwarten könnten, ihnen auf selbstgesuchten Wegen nachkommen zu können. Sie eilen ihnen nach und kommen ihnen immer näher auf den von den führenden Völkern selbst gefundenen und gebahnten Wegen. Diese Arbeit des Suchens und Bahnens wird den rückständigen Nationen erspart, und so können sie in wenigen Jahrzehnten erreichen, wozu die führenden Nationen viele Jahrhunderte gebrauchten. Um das zu können, müssen sie allerdings ihre Originalität, ihre Eigenart, ihre geistige Selbständigkeit aufgeben.

Das Gebiß des Menschen hat durch das Kochen und künstliche Zerkleinern der Speisen an Kraft eingebüßt. So hat auch sein Gedächtnis sehr wahrscheinlich durch die Schrift und den Buchdruck gelitten. In gleicher Weise wird der Erfindungsgeist der rückständigen Völker sehr dadurch geschwächt, daß ihnen so viele und so überlegene Erfindungen fertig gebracht werden, die anzueignen sie ihr ganzes geistiges Vermögen anstrengen müssen. Die größere Hälfte der Menschheit wird aus selbständig suchenden Menschen in sklavisch nachahmende, in bloße Schüler überlegener Lehrer verwandelt.

Aber auch das ist nur ein Übergangsstadium, das bei jedem Volke ein Ende nimmt, sobald dieses die Höhe moderner Kultur erklommen hat. Dann beginnt es sofort, an ihr selbständig mitzuarbeiten.

Ein dauerndes Ergebnis dieses Entwicklungsganges muß schließlich die daraus hervorgehende geistige Übereinstimmung des Menschengeschlechts werden, in der alle ohnehin schon sehr variablen und unbestimmten geistigen Rassenmerkmale sich noch weit rascher verwischen als die körperlichen, um in einer höheren Einheit aufzugehen, in der dafür immer größere indi-

viduelle Verschiedenheiten auftreten. Die Typen verschwinden, die Individualitäten wachsen. Den Ausgangspunkt der menschheitlichen Entwicklung bildete die Einheit des Menschengeschlechts. Dieses zerfällt in eine wachsende Zahl von Rassen, aus denen heute wieder eine neue Einheit des Menschengeschlechts erwächst, aber eine Einheit anderer Art. Schon Ratzel hat in seiner »Anthropogeographie« auf diesen Prozeß hingewiesen, der ebenso mit seiner Negation und Negation der Negation ein dialektischer Prozeß ist wie jener, den Marx im »Kapital« darlegt, und der mit der Expropriation der Expropriateure endet. Ratzel sagt:

Die Arteinheit der heutigen Menschheit ist in ihrem Ursprung tief verschieden von der Einheitlichkeit beliebiger Tier- und Pflanzenarten. Letztere entsteht durch immer schärfere Ausbildung bestimmter Eigenschaften in einer besonderen, beschränkten Richtung, während die Menschheit immer einheitlicher geworden ist und es noch immer mehr wird durch Verschmelzung ihrer früher weiter auseinandergegangenen Gruppen. Diese beiden Einheitlichkeiten sind also auf gerade entgegengesetzten Wegen geworden, jene durch Absonderung, diese durch Zusammenfließen und Verschmelzung. Daher sind jene auch räumlich beschränkter, während diese die ganze Erde umfaßt. Und daher tragen sie auch verschiedene Merkmale. Der Geschlossenheit der Tier- und Pflanzenarten steht die Mannigfaltigkeit der Glieder der Menschheit gegenüber, welche auf einer Masse von abgeschliffenen oder verdünnten Unterschieden beruht, die indessen immer mehr sich zu verschmelzen, die Menschheit einheitlicher zu gestalten bestrebt sind. Die heutige Menschheit kann zeitlich in der Mitte zwischen einer Menschheit der Vergangenheit von größeren inneren Unterschieden, vielleicht Artunterschieden, und einer Menschheit der Zukunft von geringeren inneren Unterschieden gedacht werden. (II, S. 585.)

Ratzel hat hier hauptsächlich die Wirkung der Rassenmischung im Auge. Wie die meisten Anthropologen beachtet er den ökonomischen Faktor in der Regel zu wenig. Aber die Richtung der Entwicklung hat er gut erfaßt und ebenso den Unterschied der Rassenentwicklung beim Tier und beim historischen Menschen. Nicht der Sonderung der Rassen in ausbeutende und ausgebeutete oder, wie man beschönigend sagt, in aktive und passive, in Tag- und Nachtrassen gehört die Zukunft, sondern der Auflösung der Rassen in einem einheitlichen Menschengeschlecht. Zunächst ihrer geistigen Vereinigung und ihrer ökonomischen Ebenbürtigkeit, aus der aber zunehmende »Abschleifung oder Verdünnung« ihrer Unterschiede folgen muß — unbekümmert darum, ob einige Ästheten darüber die Nase rümpfen oder nicht.

Zu diesen Ästheten gehört natürlich auch Werner Sombart. Er hält es für dringend wünschenswert, daß die Rassenunterschiede unter den Menschen erhalten bleiben — denn:

Wie sollten wir die rassigen Judiths und Mirjams missen wollen. Freilich: sie müssen rassig sein und bleiben wollen. Den schwarzblonden Mischmasch mögen wir nicht. (Die Zukunft der Juden, Leipzig 1912, Duncker & Humblot, S. 72.)

Und da »wir« die Abschleifung der Rassen nicht mögen, hat der historische Prozeß vor ihnen haltzumachen. Dabei hat Sombart 1912 schon vergessen, was er 1911 noch gut wußte, »daß es etwas ganz anderes bedeutet, wenn ich sage: dieses Frauenzimmer ist rassig (hat Rasse), als wenn ich sage: dieser Mensch gehört der mongolischen Rasse an«. (Die Juden und das Wirtschaftsleben, Leipzig 1911, S. 349.) Von einer mongolischen Rasse sprechen Anthropologen und überhaupt wissenschaftliche Forscher, der Be-

griff des rassigen Frauenzimmers entstammt jenen tiefsinnigen Kreisen, die für nichts Interesse haben als für Pferde und gewisse Weiber und den Jargon des Rennstalls auf diese übertragen.

Trotz aller Ästheten läßt sich die Abschleifung der Rassen nicht aufhalten. Der Kapitalismus ist es, der mit aller Macht an dieser Entwicklung arbeitet und auch dadurch eine höhere Form der Gesellschaft vorbereitet. Dem Sozialismus fällt die Aufgabe zu, alle Unterdrückten und Enterbten gegen den ausbeutenden Kapitalismus zu kräftigen und zum Siege zu führen, das heißt sie ihren Ausbeutern nicht nur an Macht überlegen, sondern auch an geistiger Reife mindestens ebenbürtig zu machen.

Das Resultat all dieses Ringens und Kämpfens der Kapitalisten mit den Proletariern der vorgeschrittenen Nationen und mit den rebellischen Schichten der zurückgebliebenen ist nicht bloß die internationale Solidarität der Proletarier der Kulturnationen, sondern in letzter Linie die internationale Einheit im Denken und Wissen, im Forschen und Streben des gesamten Menschengeschlechts.

So muß schließlich der Satz zur Wirklichkeit werden, der zuerst ein Ideal der Denker und Vorkämpfer der revolutionären Bourgeoisie formulierte, das als solches vom revolutionären Proletariat vorgefunden und aufgenommen wurde, der Satz:

Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein adliges Geschlecht.

Diese Erwartung hätte vor einem Jahrzehnt noch phantastisch erscheinen können. Seitdem haben die Siege der Japaner über Rußland aller Welt offenbart, wie weit die Revolutionierung Asiens durch den Kapitalismus und die Erhebung seiner Völker bereits gediehen ist. Diese Völker, von denen man bisher annahm, das konservative Beharren in den überkommenen Lebensformen stecke ihnen im Blut, sei ihr festes Rassenmerkmal, sie sind heute das revolutionäre Element der Welt geworden. Und das fortschrittliche Europa das reaktionäre Element. Wenn die Revolutionen in Rußland, China, Persien, der Türkei niedergeschlagen wurden, ein Schreckensregiment Indien und Ägypten sowie die Farbigen Südafrikas niederhält, so ist das nur den Kapitalisten Westeuropas zuzuschreiben. Ihre ganze politische Weisheit ist auf das Streben nach Erhaltung des Statusquo reduziert worden. Da aber gleichzeitig ihre Profitsucht diesen Statusquo ununterbrochen ökonomisch umwälzt, arbeiten sie selbst an dem Bankrott ihrer eigenen konservativen Politik. Wie der Sieg des Proletariats der Weißen ist auch die Befreiung der »Farbigen« nur eine Frage der Zeit.

Ist aber deren Streben nach Befreiung nicht ein Rassenkampf? Ein Teil des ununterbrochenen Kampfes der Rassen, der seit jeher bestand und immer währen muß, weil der Kampf ums Dasein eine Naturnotwendigkeit ist?

Wir haben gesehen, daß der Kampf ums Dasein in der Tierwelt fast ausschließlich ein Kampf gegen die umgebende Natur, nicht gegen Individuen der eigenen Art ist. Er ist in der Natur in der Regel auch nicht ein Kampf verschiedener Varietäten derselben Art gegeneinander. Denn diese sind geographischen Charakters, jede hat ihr besonderes Gebiet, innerhalb dessen sie in einem Gleichgewichtszustand lebt, und das sie nicht verläßt, solange dies Gleichgewicht nicht gestört wird, was meist nur in geologischen Zeiträumen vorkommt.

Eine Änderung tritt beim Menschen ein. Seine Technik stört das Gleichgewicht in der Natur und auch das Gleichgewicht in seinen eigenen Reihen. An manchen Stellen kann jetzt Übervölkerung eintreten und damit ein Kampf um die Nahrungsquellen. Dabei kämpft aber nicht Rasse gegen Rasse, sondern zunächst jede von Nahrungsmangel betroffene Horde gegen die benachbarte, die sie zu verdrängen sucht. Das ist also ein Kampf nicht von Rasse gegen Rasse, sondern ein Kampf innerhalb der Rasse. Die Horden und Stämme waren viel zu klein, als daß eine von ihnen hätte mit der Rasse zusammenfallen können.

Dauert die Übervölkerung längere Zeit, dann ergreift die Bewegung wohl schließlich alle Stämme eines Gebiets, ein Teil muß auswandern und kann so weit geraten, daß er mit Horden oder Stämmen einer anderen Rasse in feindliche Berührung gerät. Aber der Kampf mit diesen ist im Grunde nicht anderer Art als der innerhalb der eigenen Rasse. Höchstens mag die Fremdartigkeit des Gegners die Rücksichtslosigkeit des Kampfes und der Ausbeutung des Sieges verschärfen, aber auch dabei werden die Unterschiede der Sprache und der Kultur, die die Verständigung erschweren, mehr beteiligt sein als die Verschiedenheit der Rassenmerkmale.

Mit steigender Kultur wachsen die gesellschaftlichen Gruppen zu Staaten und Nationen; aber auch diese fallen keineswegs mit den Rassen zusammen. Gleichzeitig erstehen die Unterschiede der Klassen und die Gegensätze zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten. Diese Gegensätze werden bestimmend nicht nur für die innere, sondern auch für die äußere Politik der Staaten. Die Ausbeuter trachten, die Zahl der von ihnen Ausgebeuteten und damit ihre Einnahmen aus der Ausbeutung zu steigern, entweder durch Menschenraub, Sklaverei oder durch Eroberung neuer Gebiete und Unterjochung ihrer Einwohner. Nicht mehr Übervölkerung, sondern Ausbeutung wird jetzt die Ursache zu Kriegen — Kämpfe von Ausbeutern gegen Ausgebeutete oder Kämpfe von Ausbeutern untereinander um ein Ausbeutungsobjekt.

Diese Kämpfe sind tief begründet, aber in gesellschaftlichen Verhältnissen, nicht in Rassenunterschieden. Es kann wohl vorkommen, daß die gegensätzlichen Gruppen von Interessenten verschiedener Rasse sind, aber das ist keineswegs die Regel, denn selbstverständlich sind es auch hier die Nachbarn, mit denen man am ehesten als Ausbeuter oder Ausgebeuteter in Konflikt kommt. Bei den alten Athenern und Römern zum Beispiel konnte man zahlreiche griechische und italische Sklaven finden, dagegen kaum jemals Negersklaven. Das Ausbeutungsverhältnis, der Interessengegensatz entspringt nicht aus dem Rassenunterschied, dieser kann auch hier wieder nur dazu beitragen, die Äußerungen des Gegensatzes brutaler zu gestalten.

Auch dort, wo gegensätzliche Interessengruppen verschiedenen Rassen angehören und dadurch, schon äußerlich geschieden, einander aufs schroffste gegenüberstehen, auch dort kommt es nie dahin, daß eine Rasse geschlossen die andere bekämpft. Immer sind es nur einzelne Gruppen, von denen jede die verschiedensten Kombinationen mit anderen Gruppen der eigenen oder einer anderen Rasse eingehen kann.

Viele der Negersklaven, die weiße Händler nach Amerika transportierten, waren früher die Sklaven anderer Neger gewesen, die sie an die Weißen verkauften.

Der Kampf zwischen Indianern und »Bleichgesichtern« in Nordamerika scheint ein Rassenkampf zu sein. Aber die Weißen, die nach Amerika kamen, traten dort nicht alle als Vertreter der gleichen Rasse auf, sondern als Vertreter verschiedener Staaten, die einander aufs erbittertste bekriegten. Dabei suchten sie die Bundesgenossenschaft indianischer Stämme. So kämpften dort während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts Weiße gegen Weiße — Franzosen gegen Engländer und dann amerikanische Kolonisten gegen Engländer — und Indianer gegen Indianer. Und wo Indianer gegen Weiße kämpften, taten sie es oft im Auftrag anderer Weißen.

Aber man braucht bloß unsere Zeit anzusehen, in der der Begriff des Rassenkampfes eine solche Rolle spielt, um die Hohlheit und Lächerlichkeit dieser Phrase zu erkennen.

Da soll die »Rasse« der Germanen mit der »Rasse« der Slawen und der der Romanen von Natur aus in einem Kampf auf Leben und Tod stehen. Deshalb mußte die deutsche Armee vermehrt werden, weil der Balkankrieg das Gleichgewicht zwischen Germanen und Slawen gestört hatte und Österreich von den Südslawen bedroht wird. Aber es war nicht die Rasse der Germanen, die in Konflikt mit den Serben geriet, sondern die, allerdings nicht sehr reine Rasse der Agrarier, vor allem der ungarischen, polnischen und böhmischen Großgrundbesitzer, die sich den Teufel um die germanische Rasse scheren.

Gleichzeitig aber verbündeten sich die Germanen Deutschlands um den Rassenkampf gegen die Romanen Frankreichs zu führen, mit der romanischen Rasse Italiens. Eine Zeitlang suchten unsere Germanen dazu auch die Freundschaft der germanischen Rasse in England, und damals war »Blut dicker als Wasser«. Seitdem haben aber die englischen Germanen schnöderweise die Entente mit dem Hort der slawischen Rasse, mit Rußland, und mit dem Hauptland der romanischen Rasse, mit Frankreich gesucht, im Gegensatz zu den germanischen Blutsbrüdern in Deutschland.

Wie die »arische« und »semitische«, die teutsche oder die slawische Rasse, so ist auch der Rassenkampf eine Erfindung von Schulmeistern. Ernsthafte Gelehrte lehnen ihn ab.

So sagt Eduard Meyer:

> Wenn auch die Unterschiede der körperlichen Bildung und vor allem der Hautfarbe immer sinnenfällig waren, so haben sie doch auf das Verhalten der Völker aufeinander gar keinen Einfluß ausgeübt, es sei denn, daß so scharfe Gegensätze nicht nur der äußeren Erscheinung, sondern vor allem der Kulturfähigkeit und Denkweise aufeinanderstießen wie Europäer und Neger. Auch hier hat erst unsere Zeit dem äußeren Gegensatz eine innere Bedeutung beigelegt, und manche ins Absurde überspannte Theorien haben dem Rassenfaktor eine Bedeutung zugeschrieben, die ihm niemals zugekommen ist und aller geschichtlichen Erfahrung ins Gesicht schlägt.
>
> Die populäre Meinung, daß der Gegensatz gegen die Juden (»Antisemitismus«) ein Rassengegensatz sei und mit der Rasse irgend etwas zu tun habe, ist vollständig irrig; er herrscht bei ihren nächsten Stammverwandten ganz ebenso wie bei den Europäern. Allbekannt ist, daß der Gegensatz der Rassen im Orient kaum empfunden wird, und selbst die Abneigung gegen den Neger nur bei den germanischen (englischen) Stämmen zu voller Schärfe herausgebildet ist. (Geschichte des Altertums, I, 1, 3. Auflage, 1910, S. 77.)

Es gibt sicher nichts Absurderes als die Theorie vom »natürlichen« Gegensatz der Rassen, aber trotzdem gehört sie nicht zu den Theorien, die

die Lächerlichkeit tötet. Sie entspricht zu sehr starken Interessen, erleichtert zu gut die demagogische Ausnutzung alter Vorurteile und Irrtümer über fremdartige Erscheinungen, als daß nicht die absurde Schulmeistererfindung in Redaktionsstuben und auf den Parlamentstribünen von Geschäftspatrioten aller Art als anerkannte Wissenschaft, als Selbstverständlichkeit gepriesen und immer wieder mit neuer Lebenskraft versehen würde.

5. Körperliche Merkmale der jüdischen Rasse.

Wir haben gesehen, daß die von den primitiven Menschenrassen ererbten Merkmale sich immer mehr auflösen, je mehr die ökonomische Entwicklung vor sich geht. Rassenmischungen und stete Veränderung der ökonomischen Bedingungen arbeiten ununterbrochen daran, neue Typen zu schaffen, die sich immer wieder ändern, zum Teil auseinanderlaufen, zum Teil wieder zusammenschmelzen, wobei die Bestimmtheit und Stetigkeit der Rassen immer mehr aufhört und die Verschiedenheiten der Individuen sich immer mannigfacher gestalten. Der historische Prozeß ist nicht ein Ringen unveränderlicher Rassen miteinander, sondern ein Prozeß ununterbrochener Änderung des ökonomischen Milieus, steten Wechsels der Interessengruppen, die miteinander kämpfen, was als Resultat den steten Wandel der aus dem Naturzustand überkommenen bestimmten Rassenmerkmale ergibt.

Die Rasse im Sinne der Tierrassen — sowohl der wilden wie der Haustiere — wird beim Menschen immer unbestimmter und entfernt sich immer mehr von den Einteilungen der Menschen nach Staaten und Sprachen, die sich im Laufe der historischen Entwicklung bilden.

Man darf daher von vornherein annehmen, daß bei einer Menschengruppe, die seit Jahrtausenden stets in den vordersten Reihen des ökonomischen Entwicklungsganges marschiert, die die gewaltigsten Wanderungen, ökonomischen und politischen Revolutionen durchgemacht hat, von einer Einheitlichkeit und Reinheit ihrer Rasse längst nicht mehr die Rede sein kann.

Das soll jedoch auf die Juden nicht zutreffen. Immer wieder wird behauptet, die jüdische Rasse habe sich seit alters her in voller Reinheit erhalten, und gerade die angebliche Konstanz ihres Rassentypus ist eine der am meisten benutzten Grundlagen der rassentheoretischen Anschauungen der Anthroposoziologen geworden.

Schon vor einem Jahrhundert schrieb Blumenbach:

> Es ist allgemein bekannt, daß der jüdische Volksstamm seit vielen Jahrhunderten über die ganze Erde verbreitet ist; nichtsdestoweniger aber hat er seinen Volkstypus rein und geradezu charakteristisch bewahrt. Diese merkwürdige Tatsache hat schon längst die Naturforscher und Physiologen beschäftigt.

Der bekannte Anthropologe Richard Andree erklärte:

> In anthropologischer Beziehung sind die Juden eines der interessantesten Objekte, denn *mit gleicher Sicherheit* läßt sich kein anderer Rassentypus durch Jahrtausende so zurückverfolgen wie gerade der der Juden, und kein zweiter zeigt eine solche Konstanz der Formen, keiner hat so der Zeit und den Einwirkungen des Lebensraumes widerstanden wie dieser. (Zitiert bei Fishberg, S. 9.)

Diese Anschauung gilt heute noch in den weitesten Kreisen als eine unumstößliche und unzweifelhafte Tatsache. So unumstößlich und unzweifel-

haft, daß man in der Regel vergißt, anzugeben, welches die so konstanten und unveränderlichen Merkmale der jüdischen Rasse sind. Die Rassentheoretiker überlassen diese wissenschaftliche Aufgabe zumeist den Zeichnern der Witzblätter.

Diese zuverlässigen Forscher haben in der Nase das Rassenmerkmal des Judentums gefunden. Kein Jude im Witzblatt ohne Judennase. Wie steht's aber außerhalb der Witzblätter damit?

Fishberg berichtet:

Der Verfasser hat unter den Juden der Stadt New York wie der verschiedenen Länder Ost- und Westeuropas, Nordafrikas und unter den jüdischen Amerika-Einwanderern aus verschiedenen Teilen Asiens den Gegenstand untersucht. Der Befund unterstützte keineswegs die volkstümliche Ansicht, daß die krumme Nase die jüdische sei, da nur eine kleine Minorität von Juden den Vorzug des Besitzes dieser Nase genießt. Unter 2836 Juden und 1284 Jüdinnen (lauter Erwachsene) in der Stadt New York betrug der Prozentsatz der verschiedenen Nasen:

	Juden	Jüdinnen
Gerade oder griechische Nase	57,3 Proz.	59,4 Proz.
Stumpfnase	22,0 -	13,9 -
Platt- und Breitnase	6,4 -	14,0 -
Krumme Nase	14,3 -	12,7 -

(Die Rassenmerkmale der Juden, S. 52.)

Also nur ein kleiner Teil der Juden, 13 bis 14 Prozent, verfügen über eine Judennase!

Und Fishberg ist nicht der einzige, der einen so kleinen Prozentsatz fand. Andere Forscher in Rußland und Österreich kamen zu dem gleichen Resultat!

Auf der anderen Seite aber sehen wir, daß die krumme Nase keineswegs auf die Juden beschränkt ist. Sie ist sehr verbreitet in Westasien, am Mittelmeer sowie unter den Indianern. Wir haben oben schon eine Bemerkung Luschans wiedergegeben, daß gerade in den vom Verkehr abgelegenen Alpentälern die Judennase sehr verbreitet ist, ein Kennzeichen des „homo alpinus", des Alpenmenschen bildet. Während unter den Juden im allgemeinen nur 13 bis 14 Prozent eine Judennase haben, sind in der gutkatholischen Bevölkerung Altbayerns 31 Prozent damit behaftet.

Bemerkenswert ist aber noch eine weitere Beobachtung Fishbergs: die Nasenformen der Juden haben die Neigung, entsprechend den Nasenformen ihrer Umgebung zu wechseln.

Es ist bemerkenswert, daß die bayerischen Juden ein prozentual stärkeres Kontingent zu den Habichtsnasen liefern als ihre Glaubensgenossen anderwärts. (S. 54.)

Die breiten Nasen findet man häufiger unter den Juden Nordafrikas als unter denen Osteuropas. Dafür findet sich die Stumpfnase unter den Juden am zahlreichsten bei jenen, die inmitten einer slawischen Bevölkerung wohnen, in der dieser Nasentypus häufig ist.

Mit der Judennase verschwindet aber das am meisten anerkannte Merkmal der jüdischen Rasse. Was bleibt noch als solches Merkmal übrig? Die Farben der Haare, der Augen, der Haut? Sie gelten in der Regel als Rassenmerkmale. Aber sollen wir schwarze Haare, dunkle Augen, bräunliche oder gelbliche Haut als besonderes Kennzeichen des Judentums be-

trachten? Dann müßte man alle Europäer, die nicht blond sind, als Juden betrachten!

Andererseits gibt es jedoch auch blonde und blauäugige Juden. Unter 4235 Juden, die Fishberg in New York untersuchte, fand er:

	Juden	Jüdinnen
Brünette Typen	52,6 Proz.	56,9 Proz.
Blonde Typen	10,4 -	10,3 -
Mischtypen	37,0 -	32,8 -

Der brünette Typus, den man bisher für charakteristisch jüdisch hielt, ist also bei den Männern beinahe auf die Hälfte reduziert. (S. 20.)

Die Zahl der blonden Juden ist jedoch nicht überall gleich groß.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß mit sehr wenigen Ausnahmen blonde Juden in Ländern, wo die allgemeine Bevölkerung eine beträchtliche Proportion von Blonden aufweist, zu finden sind. Als Beweis hierfür gilt die große Anzahl blonder Juden in England (25 Prozent) und in Deutschland (30 Prozent von Kindern mit blondem Haar); andererseits haben in Italien, wo die christliche Bevölkerung entschieden brünett ist, weniger als 5 Prozent der Juden helles Haar, und in Nordafrika ist der Prozentsatz noch geringer. (S. 22.)

Bleibt noch der Schädel. Er soll ein unveränderliches Merkmal der Rasse sein. Erhält sich diese rein, dann ändert sich der Schädel nicht, behaupten manche Anthropologen. Von anderen wird das bestritten. Doch brauchen wir die Streitfrage hier nicht zu lösen. Nehmen wir an, die Schädelform sei entscheidend, das heißt die Form des Schädels, von oben betrachtet, ob er mehr oder weniger breit oder lang ist. Was fand man nun?

Man kann tatsächlich behaupten, daß unter den Juden aller Länder kein gemeinsamer Kopftypus vorhanden ist. Denn man trifft so ziemlich alle Schädelvarietäten unter den Juden von heute. (S. 28.)

Die Schädelformen der Juden der einzelnen Länder sind sehr verschieden. Man fand bei Juden:

	Im Kaukasus Prozent	In Europa Prozent	In Nordafrika Prozent	In Jemen, Arabien Prozent
Überlangköpfige (bis 76)[2]	—	2,9	26,0	71,8
Langköpfige (76 bis 77)	—	7,4	24,7	14,1
Unterlangköpfige (78 bis 79) . . .	4,7	15,5	19,5	7,7
Mittelköpfige (80 bis 81)	6,1	25,8	13,0	2,6
Unterkurzköpfige (82 bis 83) . . .	17,4	24,0	9,1	3,9
Kurzköpfige (84 bis 85)	23,9	16,0	6,5	—
Überkurzköpfige (86 und darüber) .	47,9	8,5	1,3	—
Anzahl der Beobachtungen	213	2641	77	78

Die Juden im Kaukasus sind also auffallend kurzköpfig, die in Nordafrika und noch mehr die in Arabien langköpfig, bei den europäischen überwiegt das Mittelmaß.

Mit Recht konstatiert daher Fishberg:

[2] Die Zahlen (der Schädelindex) bedeuten die Breite des Schädels, in Prozenten seiner Länge ausgedrückt. Beträgt zum Beispiel die Länge 200 Millimeter, die Breite 160, so macht der Schädelindex 80 aus, der Schädel ist mittelköpfig.

Soweit die Kopfform in Betracht kommt, repräsentieren die drei Judengruppen verschiedene Rassen, geradeso, als ob sie von weißer, schwarzer und gelber Hautfarbe wären. (S. 33.)

Auch hier wieder finden wir die Übereinstimmung der Juden mit den Völkern, unter denen sie leben. Die Kaukasier, unter denen sie wohnen, sind kurzköpfig; in Arabien, Mesopotamien und Nordafrika sind die Juden so langköpfig wie die eingeborenen Rassen dieser Gegenden. Die europäischen Juden stehen wie die anderen Europäer zwischen diesen beiden Extremen.

Innerhalb Europas selbst zeigt der Kopfindex bei Juden und Nichtjuden der gleichen Gegend eine auffallende Übereinstimmung. So fand Fishberg einen durchschnittlichen Kopfindex von

	Juden	Nichtjuden		Juden	Nichtjuden
In Litauen	81,1	81,9	In Ungarn	82,5	81,4
- Rumänien . . .	81,8	82,9	- Kleinrußland . .	82,5	82,3
- Polen	81,9	82,1	- Galizien . . .	83,3	84,4

Im allgemeinen findet man bei den Juden wie bei den Nichtjuden Osteuropas eine große Einförmigkeit der Kopfformen, sie weichen wenig voneinander ab, was der amerikanische Anthropologe Ripley auf »die Einförmigkeit der Umgebung des russischen Volkes«, auf die Einförmigkeit der Natur »östlich und nördlich der Karpathen« zurückführt.

Wo bleibt aber bei alledem der unveränderliche, scharf ausgeprägte Rassentypus der Juden, der sich »mit gleicher Sicherheit durch Jahrtausende zurückverfolgen läßt«? Er ist nicht einmal in der Gegenwart mit Sicherheit irgendwo zu finden.

Da sie den jüdischen Rassentypus nicht an jenen Merkmalen aufweisen können, die allgemein als Kennzeichen der Rasse betrachtet werden, wenden sich die Verfechter der Behauptung von einer besonderen jüdischen Rasse von anthropologischen zu physiologischen Merkmalen. Nicht am Aussehen, aber am Verhalten seines Körpers soll man den Juden erkennen.

Hier kommen wir bereits von relativ wenig veränderlichen zu äußerst wandelbaren Faktoren. Bei Juden soll der Brustumfang auffallend gering sein, die Menstruation früh auftreten, ihre Fruchtbarkeit einen außerordentlich hohen Grad erreichen, ihre Fähigkeit der Akklimatisierung sehr groß sein. Das stimmt im ganzen und großen, erscheint aber durchaus nicht als »jüdische Eigentümlichkeit«, wenn man die Juden nicht mit der Gesamtbevölkerung vergleicht, in der sie wohnen, sondern mit den Klassen, zu denen sie vorwiegend gehören. Man wird dann finden, daß Engbrüstigkeit ebenso häufig bei Nichtjuden vorkommt, die als Kaufleute oder Intellektuelle eine sitzende Lebensweise ohne körperliche Übungen führen, daß die Menstruation nicht bloß bei Jüdinnen, sondern bei Stadtbewohnerinnen überhaupt früher eintritt als bei Landmädchen. Die Akklimatisationsfähigkeit in den Tropen hat der Jude mit anderen Europäern gemein, die als Kaufleute hinkommen, nicht als physisch sehr angestrengte Arbeiter und Soldaten, und sich vom Suff freizuhalten wissen. Schwere körperliche Anstrengung und Alkohol — das sind die größten Feinde des Europäers in den Tropen. Als jüdische Eigentümlichkeit wird man die Akklimatisationsfähigkeit der Juden nur dann betrachten dürfen, wenn man den Alkoholismus als eines der unveränderlichen Rassenmerkmale der blonden Herrenrasse betrachtet.

Und was endlich die Fruchtbarkeit anbelangt, die die Juden so zahlreich macht wie den Sand am Meere, so bezeugt sie seit mehreren Jahrzehnten, wie sehr dieses »unveränderliche Rassenmerkmal« von den sozialen Verhältnissen abhängt. Wie bei der gesamten städtischen Bevölkerung ist auch bei der jüdischen allenthalben ein starker Rückgang der Geburten wahrzunehmen. Das ist für Westeuropa bekannt, beginnt aber auch in Osteuropa sich geltend zu machen. In Rumänien zum Beispiel betrug die Rate der Lebendgeborenen pro Tausend:

	In der Gesamtbevölkerung	Bei den Juden
1871 bis 1875	34,2	46,5
1881 - 1885	41,3	46,8
1901 - 1905	39,5	32,6

Sie war vor dreißig Jahren also bei den Juden weit höher als in der Gesamtbevölkerung, steht heute aber erheblich tiefer.

In Westeuropa und Amerika nimmt die jüdische Fruchtbarkeit so rapid ab wie die französische. Ein weiteres Fortschreiten in dieser Richtung müßte zu einem Aussterben der Juden führen, womit sich in eigenartiger Weise die Judenfrage von selbst lösen würde.

In Preußen betrug der Überschuß der Geburten über die Todesfälle pro Tausend der betreffenden Bevölkerung:

	Bei Juden	Bei Andersgläubigen
1885	10,3	12,3
1895	6,7	15,1
1905	3,2	12,9
1908	3,3	15,0

In einigen deutschen Städten sind Geburts- und Sterbeziffer der Juden beinahe gleich; in Breslau wurden sogar 1906 bis 1907 507 jüdische Geburts- und 694 Todesfälle registriert. Hier »füllen sie die Erde nicht«. (Fishberg, S. 60.)

Bemerkenswert sind auch einige Zahlen, die Felix Theilhaber in einem Buche mitteilt, das er »Das sterile Berlin« (Berlin 1913, Eugen Marquardt, 4 Mark) nennt, das aber weit mehr bringt, als der Titel verheißt, eine gründliche Erörterung des modernen Bevölkerungsproblems.

Schon 1911 hatte er eine Schrift mit dem bezeichnenden Titel veröffentlicht: »Der Untergang der deutschen Juden.« In der oben zitierten Schrift gibt er einige neuere Berechnungen aus Berlin wieder.

Man zählte in Berlin:

	Jüdinnen im Alter von 15 bis 45 Jahren	Jüdische Geburten	Geburten auf 1000 gebärfähige Jüdinnen
1880	13300	1497	112
1895	22678	1694	75
1900	24531	1649	67
1905	25491	1630	64
1910 . . . . rund	24000	1306	54

Sollte der jüdische Nachwuchs den Abgang durch Tod ersetzen, müßten bei der heutigen Sterberate auf 1000 gebärfähige Jüdinnen 78 Geburten im Jahre kommen. Bei der jetzigen Geburtsrate bringen 1000 jüdische Paare, demnach »2000 reife Juden einen Nachwuchs hervor, der nur 1400 Personen groß werden läßt. Also stirbt ein Drittel der Berliner Juden in sich aus. Wenn diese Entwicklung anhält, sind die Berliner Juden in zwei

bis drei Generationen, das heißt in 80 bis 120 Jahren auf dem Aussterbeetat.« (S. 106, 107.)

Abgesehen ist hier von der Zuwanderung von außen.

Auf jeden Fall zeigen diese Zahlen, daß es mit dem »unveränderlichen« Rassenmerkmal unendlicher Fruchtbarkeit der Juden auch nichts ist.

Da die Physiologie ebenso versagt wie die Anthropologie, soll die Pathologie helfen. Die Rassenmerkmale, die der gesunde Jude nicht liefert, soll der kranke liefern. Es wird behauptet, der Jude unterliege manchen Krankheiten mehr als der Nichtjude, gegen manche sei er wieder mehr gefeit. Indes liegen auch hier nur voreilige Schlußfolgerungen vor.

So gilt zum Beispiel namentlich die Zuckerkrankheit (Diabetes) als »Judenkrankheit«. In der Tat sterben auffallend viele Juden an dieser Krankheit.

Nach Auerbach beträgt in Budapest die Diabetessterbeziffer der Katholiken 5,9 vom Hunderttausend, der Juden dagegen 21,4. In Frankfurt am Main betrug in den Jahren 1872 bis 1890 (nach Wallach) die Diabetessterbeziffer der Juden sechsmal so viel wie die der Christen; in Preußen war sie (nach Singer) bei den Juden 6½mal größer als in der allgemeinen Bevölkerung. (Fishberg, S. 93.)

Vergleiche dieser Art zwischen Juden und Nichtjuden sind aber ganz irreführend, mögen sie sich auf Krankheiten beziehen oder auf Kriminalität oder Schulbesuch. Wir wissen, daß manche Krankheiten in bestimmten Berufen und Schichten häufiger sind als in anderen. Ein Vergleich zwischen Juden und Nichtjuden ist nur dann angängig, wenn er sich auf die Nichtjuden der gleichen Klassen beschränkt, zu denen das Gros der Judenschaft gehört. Da findet man aber, daß bei Kaufleuten und Intellektuellen der Diabetes etwas sehr Häufiges ist, auch bei nichtjüdischen. Fishberg stellte denn auch fest, daß die Zuckerkrankheit eine Judenkrankheit nur dort ist, wo die Juden vorwiegend Geschäftsleute sind. In New York werden deutsche Juden nach den Aufzeichnungen der Krankenhäuser dreimal so stark vom Diabetes heimgesucht wie die Nichtjuden. Die russischen Juden dagegen, die in der Mehrzahl aus Arbeitern bestehen, liefern dort im Verhältnis nicht mehr Zuckerkranke als die Gesamtbevölkerung überhaupt. Also die Zuckerkrankheit ist nicht eine Krankheit der Rasse, sondern des Berufs.

Andererseits sollen die Juden von manchen ansteckenden Krankheiten weniger leicht befallen werden als Nichtjuden, so von der Cholera, den Pocken, der Tuberkulose usw. Aber soweit dies stimmt, erklärt es sich leicht aus den sozialen Verhältnissen der Juden, die in Deutschland zum Beispiel zu den wohlhabenderen Klassen gehören, dem Alkoholismus weniger frönen und die endlich überall bei Krankheit den Arzt konsultieren, den die ungebildete Volksmasse oft mit Mißtrauen behandelt. Selbst der orthodoxeste, abergläubischste Jude wird nicht nach italienischem und russischem Muster eine Epidemie bloß durch Gebete und Opferspenden zu hemmen suchen.

Es ist eine Tatsache, die von vielen praktischen Ärzten bestätigt wird, daß die Juden von jedem ihnen ärztlich empfohlenen Heil- und Vorbeugungsmittel raschestens Gebrauch machen. Unter den Impfgegnern, geschweige unter den Impfrebellen gibt es so gut wie keine Juden. Auch die orthodoxeste jüdische Geistlichkeit empfiehlt Leidenden, einen Arzt zu konsultieren, anstatt sich einzig der Vorsehung anzuvertrauen. (Fishberg, S. 128.)

Sollen wir die Unwissenheit der Volksmasse als ein Rassenmerkmal der »Arier« betrachten? Einstweilen führen wir sie noch auf die sozialen und politischen Zustände zurück, unter denen sie leben.

Also auch das Rassenmerkmal der Krankheit versagt. So bleibt den Verfechtern der Rassenreinheit des Judentums nur noch eine Zuflucht, die letzte, zu der sich alle Rassentheoretiker immer wieder flüchten, die aus modernen Nationen Rassen konstruieren wollen, zur Sprache.

Freilich, gerade bei der Judenschaft muß die Sprache als Merkmal der Rasse mehr noch als bei jeder anderen Menschengruppe versagen, da ja die Juden, mit Ausnahme der polnischen und russischen, überall die Sprache ihrer Umgebung sprechen. Aus der Sprache wird daher bei den Juden die Aussprache. An ihr soll man stets den Juden erkennen. Der Jude jüdelt in allen Sprachen, meinte der Afrikareisende Gerhard Rohlfs:

Wir wissen, daß der Jude in Deutschland stets an seiner mißtönenden Sprache zu erkennen ist. Ebenso die Juden aller europäischen Länder.... So auch in Nordafrika.

Und Andree sagt:

Das sogenannte Mauscheln ist ein jüdisches Stammesmerkmal, welches sowenig bei ihnen verschwindet wie der eigene Typus.... Es ist dies ganz entschieden ein Rassenmerkmal, da es sich bei den Juden aller Länder findet. (Zitiert bei Fishberg, S. 77.)

Richard Wagners Beweisführung dafür, daß der Jude unfähig sei, gute Musik zu machen, geht von der jüdischen Aussprache aus. Nachdem er in seiner Schrift über »Das Judentum in der Musik« ausgeführt hat, daß die äußere Erscheinung des Juden stets etwas für uns »unangenehm Fremdartiges hat: wir wünschen unwillkürlich, mit einem so aussehenden Menschen nichts gemein zu haben«, fährt er fort:

Ungleich wichtiger, ja entscheidend wichtig ist jedoch die Bedeutung der Wirkung auf uns, welche der Jude durch seine Sprache hervorbringt, und namentlich ist dies der wesentliche Anhaltspunkt für die Ergründung des jüdischen Einflusses auf die Musik.... Im besonderen widert uns nun aber die rein sinnliche Kundgebung der jüdischen Sprache an. Es hat der Kultur nicht gelingen wollen, die sonderliche Hartnäckigkeit des jüdischen Naturells in bezug auf Eigentümlichkeiten der semitischen Aussprechweise durch zweitausendjährigen Verkehr mit europäischen Nationen zu brechen. Als durchaus fremdartig und unangenehm fällt unserem Ohre zunächst ein zischender, schrillender, sumsender und murksender Lautausdruck der jüdischen Sprechweise auf: eine unserer nationalen Sprache gänzlich uneigentümliche Verwendung und willkürliche Verdrehung der Worte und der Phrasenkonstruktionen gibt diesem Lautausdruck vollends noch den Charakter eines unerträglich verwirrten Geplappers, bei dessen Anhörung unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich mehr bei diesem widerlichen Wie als bei dem darin enthaltenen Was der jüdischen Rede verweilt. Wie ausnehmend wichtig dieser Umstand zur Erklärung des Eindrucks namentlich der Musikwerke moderner Juden auf uns ist, muß vor allem erkannt und festgehalten werden.... Macht nun die hier dargetane Eigenschaft seiner Sprechweise den Juden fast unfähig zur künstlerischen Kundgebung seiner Gefühle und Anschauungen durch die Rede, so muß zu solcher Kundgebung durch den Gesang seine Befähigung noch weit weniger möglich sein usw.

Kein Zweifel, ein jüdelnder Siegfried wäre auf der Bühne unmöglich. Richard Wagners Dialekt war ein anderer als der jüdische, der sächsische.

»Es hat der Kultur nicht gelingen wollen, die sonderliche Hartnäckigkeit des sächsischen Naturells in bezug auf Eigentümlichkeiten der sächsischen Aussprechweise durch zweitausendjährigen Verkehr mit europäischen Nationen zu brechen.« Ist es aber nicht sicher, daß der Direktor Striese aus dem »Raub der Sabinerinnen« in der Rolle des Siegfried auch nicht besser bestehen würde wie der bekannte Schmock? Wer wollte daraus schließen, der Einfluß der Sachsen auf die Musik könne nur ein verderblicher sein?

Die Aussprache ist ein ganz eigenartiges Element der Sprache. Grammatik und Wortschatz können schriftlich gefaßt, durch Bücher gelehrt werden: Die Aussprache vermag man mit den paar Buchstaben des Alphabets nur anzudeuten, nicht genau wiederzugeben. Sie bedarf zu ihrer Erlernung des persönlichen Verkehrs mit Leuten, denen diese Sprache Muttersprache ist. Viel mehr als in Grammatik und Wortschatz, die schriftlich fixiert und aus dem Leben herausgehoben werden, erhält sich in der Aussprache der Einfluß des Volkslebens, der Volksmasse. Auf ihr hauptsächlich beruhen die Eigentümlichkeiten der Dialekte. Endlich im Unterschied zu Grammatik und Wortschatz, die bloß in Gedanken zu erlernen möglich ist, erheischt die Erlernung der Aussprache eine stete Übung der Zunge und des Gehörs.

Hat man als Kind ausschließlich die Aussprache des Dialektes der Heimat geübt, dann wird man sie schwer wieder los. Und nur wenige Menschen verfügen über ein so feines Gehör und eine so gewandte Zunge, daß sie imstande sind, sich noch im reifen Alter die richtige Aussprache einer fremden Sprache oder eines fremden Dialektes vollständig anzueignen. Auch diejenigen unter ihnen, die die fremde Sprache beherrschen, fließend sprechen, verraten in der Aussprache, daß es nicht ihre Muttersprache ist. Auf der anderen Seite vergißt man in der Fremde durch Nichtübung die mit der Muttersprache angenommene Aussprache weniger leicht als ihre Worte und ihren Satzbau. Ich habe in England deutsche Arbeiter kennen gelernt, die seit ihrer Jugend drüben waren, denen es schon recht schwer fiel, sich deutsch zu unterhalten, die es vorzogen, englisch zu reden, denen man aber in der Aussprache nicht bloß des Deutschen, sondern auch des Englischen sofort anhörte, aus welcher Gegend sie stammten.

Wenn die Juden immer und überall mauscheln, so sächseln die Sachsen, schwäbeln die Schwaben immer und überall. Will man daraus Rassencharaktere konstruieren? In Sachsen sächselt alle Welt, die dort aufwächst, welcher Abstammung immer. Dagegen werden die Kinder sächsischer Eltern, die in Württemberg aufwachsen, nicht sächseln, sondern schwäbeln; sie werden in München bayerisch und an der Waterkant plattdeutsch reden. Wie der Wortschatz und die Grammatik wird auch die Aussprache nicht ererbt, sondern erlernt, nur in anderer Weise, und die persönliche Umgebung spielt dabei eine größere Rolle.

Wenn die Juden die Sprachen der Völker, unter denen sie leben, anders aussprechen als diese, beweist das nur, daß sie innerhalb dieser eine Sonderexistenz führen und dabei untereinander im engsten Kontakt bleiben. Und nur soweit sie eine solche Sonderexistenz führen, bewahren sie ihre eigenartige Aussprache. Juden, die nicht in einer geschlossenen jüdischen Gemeinde, sondern mit nichtjüdischen Kindern aufwachsen, mauscheln ebensowenig wie diese. Eine bekannte Anekdote will zwar von einem Judenjungen wissen, den sein Vater aufs Dorf schickte, damit er sich das Mauscheln abgewöhne.

Als er ihn nach einem Jahre wieder abholte, fand er zu seinem Entsetzen, daß der kleine Baruch nicht aufgehört hatte, zu mauscheln, daß aber jetzt das ganze Dorf mit ihm mauschelte.

Alle Achtung vor Baruchs Suggestivkraft, aber als wissenschaftliches Argument dürfte eine derartige Anekdote höchstens für Sombart oder für die Verfechter des jüdischen Ritualmordes verwendbar erscheinen. Noch rascher als die Engbrüstigkeit der Juden hört ihr Mauscheln dort auf, wo sie in andere soziale Verhältnisse kommen. Daß daraus ein Rassenmerkmal gemacht wurde, beweist nichts, als daß es Leute gibt, die um jeden Preis das Judentum als besondere Rasse hinstellen wollen und die in die größte Verlegenheit kommen, wenn sie die dauernden und unverkennbaren Merkmale dieser Rasse zeigen sollen.

Daß die Juden keine Rasse darstellen — weder eine geographische noch eine auf gemeinsame Abstammung gegründete, ergibt schon ein kurzer Blick auf ihre Geschichte. Das Judentum ist erwachsen auf dem Boden Palästinas, das an der Grenze zweier Gebiete liegt, die jedes eine besondere Rasse umfassen und wohl auch durch ihre Eigenart erzeugt haben: dort treffen zusammen die Ausläufer des gebirgigen Kleinasien (im weitesten Sinne, so daß auch Armenien dazu zählt), dem der armenoidische Typus entsproß, und die Ausläufer der weiten Steppen Arabiens, die bis Mesopotamien reichen. Dort erwuchs ein Typus, der gewöhnlich als der semitische bezeichnet wird, den man wohl aber auch besser mit einem bestimmten Gebiet und nicht mit einem bestimmten Sprachstamm in Verbindung setzt und als arabischen bezeichnet. Zum semitischen Sprachstamm gehören auch Angehörige des armenoidischen Typus, wie zum Beispiel die Assyrer. (Vergl. unter anderem Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, 2. Auflage, I, 2, S. 347 ff.)

Beide geographischen Rassen müssen sich an ihren Grenzgebieten, also auch in Palästina, schon früh und immer wieder von neuem begegnet und gemischt haben. Die israelitische Urgeschichte liegt ja noch sehr im dunkeln, die Berichte der Bibel sind absolut unverläßlich. Jedoch darüber, daß die Bevölkerung Palästinas bereits frühzeitig ein Gemisch von Rassen darstellte, sind alle Forscher einig, wie sehr sie auch in Details auseinandergehen mögen.

Aber Palästina bildete noch in anderer Beziehung ein Grenzland. Die »Einflußsphären«, um modern zu sprechen, der beiden ersten Großstaaten der geschichtlichen Zeit, Babyloniens und Ägyptens, stießen dort zusammen. Solange die Schiffahrt auf dem Mittelmeer nicht entwickelt war, ging der ganze Handelsverkehr zwischen den beiden Reichen durch Palästina, aber auch für ihre Kriegsheere bildete es die Durchzugsstraße und oft das Schlachtfeld.

So sah es Kaufleute mit ihren Sklaven und Söldner, die oft von weither kamen, den verschiedensten Rassen angehörten. Die Söldner blieben in den Festungen Palästinas mitunter lange in Garnison. Derartige Elemente haben in dem Lande, in dem sie verweilten, stets dafür gesorgt, daß sie eine zahlreiche Nachkommenschaft zurückließen.

Dabei verschmähten die Israeliten ursprünglich keineswegs eheliche Verbindungen mit Stammesfremden. Stade sagt darüber:

> Das Volk Israel ist so wenig ein Volk reinen Blutes wie irgendein anderes der Erde gewesen: sind doch außer den kanaäischen, hebräischen, arabischen Bestandteilen auch Leute aramäischer und ägyptischer Herkunft in dasselbe aufgenommen worden.

Wie wenig exklusiv man war, sieht man aus dem Umstand, daß uns in Davids Familie ein Ismaelit begegnet. Daher befremdet den alten Israeliten höchlichst die Ängstlichkeit, mit der sich die alten Ägypter von der Berührung mit Fremden abschlossen.[3] Selbstverständlich schließt das nicht aus, daß man schon in alter Zeit die eigene Nationalität hochhielt und Reinheit israelitischer Herkunft hochachtete. Doch war, da diese in alter Zeit sicher sehr selten vorkam, das Gegenteil eben kein Makel. So erklärt es sich, daß zwar schon nach der ältesten Sagengestalt Isaak, der Sohn der Verheißung, eine Verwandte heiraten sollte, daß man aber ohne Anstand erzählt, daß andere Väter Ausländerinnen heiraten: Juda eine Kananäerin, Joseph eine Ägypterin (Stade, Geschichte des Volkes Israel, I, S. 111).

Erleichterte die Lage Palästinas den Zuzug fremder Elemente und die Mischung mit ihnen, so erleichterte sie ebensosehr die Ausbreitung der Bewohner des Landes zu den Nachbarn. Ein armes, wenig fruchtbares Land, erzeugte es leicht einen Überschuß an Menschen. Es war zu klein und schwach, stand zu übermächtigen Nachbarn gegenüber, als daß es den Überschuß auf dem Wege der Eroberung hätte los werden können. Von guten Seehäfen und der Schiffahrt wurde es durch die Phöniker abgesperrt. Also der Weg überseeischer Kolonisation war für die Israeliten auch nicht gangbar. So blieb ihrem Bevölkerungsüberschuß nur übrig, als Handelsleute (mitunter auch als Söldner, doch haben diese keine historische Wirkung geübt) ins Ausland zu ziehen. Als solche wandern sie immer weiter, gründen sie eine Reihe von Niederlassungen. In manchen Städten werden sie so zahlreich, daß sie imstande sind, neben dem Handel eigene Handwerker zu erhalten, und auch die Zahl der Intellektuellen unter ihnen wächst.

In der Heimat von den übermächtigen Nachbarn immer mehr bedrängt und eingeengt, hat das Völkchen nur diesen einen Weg, sich auszudehnen. Er wird so energisch betreten, daß die israelitische Bevölkerung im Ausland schließlich zahlreicher wird als die im Vaterland. Wiederholt und schließlich für immer verliert dies seine selbständige Existenz. Aber noch ehe es so weit gekommen, war der Schwerpunkt des Judentums von seinem Ursprungsland in eine Reihe von Städten Ägyptens, Syriens, Mesopotamiens verschoben worden.

Solange die Israeliten in Palästina geblieben waren, mochte das einheitliche, natürliche Milieu immerhin eine Tendenz in der Richtung einer einheitlichen geographischen Rasse in Kraft erhalten und dadurch der Mannigfaltigkeit der Typen, die aus der Rassenmischung hervorging, etwas entgegenwirken. Die Wanderung und die Zerstreuung in die mannigfachsten natürlichen Milieus machte jener Tendenz nach einer einheitlichen geographischen Rasse ein Ende. Die überkommene Rassenmischung wurde jetzt aber erst recht fortgesetzt.

Die Masse der Juden wohnte nun außerhalb ihres Stammlandes. Fremde unter Fremden, nur geduldet, oft genug angefeindet, fanden sie keinen Rückhalt in dem kleinen Staatswesen, dessen Hauptstadt Jerusalem bildete. Sie konnten sich nur behaupten durch den engsten Zusammenschluß untereinander, Zusammenschluß innerhalb einer Lokalität und Zusammenschluß aller

[3] Vergl. das 1. Buch Mosis, 43, 32, wo es von Joseph und seinen Brüdern heißt: »Da trug man ihm besonders auf und ihnen und den Ägyptern, die mit ihm speisten. Die Ägypter dürfen nämlich nicht mit den Hebräern zusammen speisen, denn das gilt in Ägypten als eine Verunreinigung.«

Lokalitäten; durch innigste interlokale Solidarität. In dem ungeheuren Gebiet, über das sie sich verbreiteten, wurden sie nie überall gleichzeitig verfolgt, geplündert, vertrieben. Geschah dies irgendwo, dann fanden die Mißhandelten, Beraubten, Heimatlosen stets werktätige Hilfe und Unterstützung in anderen Gegenden.

Dieser Zusammenschluß war aber immer weniger ein nationaler. Die Juden hatten nie eine einheitliche Rasse gebildet, sie hörten jetzt auch auf, eine Nation zu bilden. Alles, was das Wesen einer Nation ausmacht, ging ihnen verloren; die Gemeinsamkeit des Territoriums, ja sogar die Gemeinsamkeit der Sprache.

Die im Ausland lebenden Juden mußten dessen Sprache sprechen, und wenn sie mehrere Generationen dort gewohnt hatten, dann sprachen die Jüngeren schließlich nur noch die Sprache des Wohnlandes und vergaßen die des Mutterlandes.... Schon im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung wurden die heiligen Schriften der Juden ins Griechische übersetzt, wohl weil von den alexandrinischen Juden nur noch wenige Hebräisch verstanden.... Schon mehrere Jahrhunderte vor der Zerstörung Jerusalems durch die Römer hat das Hebräische aufgehört, eine lebendige Sprache zu sein. (Kautsky, Ursprung des Christentums, S. 265.)

Aus seiner nationalen Existenz bewahrte sich das Judentum immer mehr nur die nationale Sehnsucht, den Wunsch, wieder einmal eine Nation zu werden, und da Wünsche schrankenlos sind, so gestaltete er sich zu der Prophezeiung, es würde zur weltbeherrschenden Nation werden, geführt von einem unwiderstehlichen Helden, dem Messias. Praktisch aber verwandelte es sich aus einer Nation immer mehr in einen internationalen Bund. Was ihn zusammenhielt, das war der Rest des alten nationalen Lebens, der sich erhielt, die Religion. Aber gerade die Religionen waren als Mythus und Philosophie in den Jahrhunderten um Christi Geburt herum im ganzen Mittelmeerbecken in lebhaftem Umwandlungsprozeß begriffen, am meisten in den Kreisen, aus denen sich das Judentum damals ausschließlich rekrutierte, den städtischen. Nicht das religiöse *Denken*, sondern der religiöse *Ritus* blieb das feste und greifbare Zeichen der religiösen Gemeinschaft, dasjenige, was für die Juden aller Gebiete des damaligen Welthandels ein gemeinsames, von allen anerkanntes und leicht erkennbares Band bildete, das gleichzeitig allen Unbefugten den Eintritt verwehrte.

Das besagt jedoch keineswegs, daß sich das Judentum gegen alle neuen Elemente streng abschloß. Im Gegenteil, gerade in dem Maße, in dem es aufhörte, eine Nation zu sein, und begann, ein bloßer internationaler Bund zu gegenseitiger Hilfeleistung zu werden, in demselben Maße erwuchs sein Streben, seine Reihen durch Propaganda zu vergrößern und sich dadurch zu stärken. Territoriale Eroberungen waren ihm untersagt. So griff es zur Propaganda.

»Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer,« läßt das Evangelium Jesus sagen, »ihr Heuchler, daß ihr Meer und Land durchstreift, um einen Proselyten zu machen; und wird er es, dann macht ihr aus ihm einen Sohn der Hölle, zweimal so arg als ihr selbst.« (Matthäus 23, 15.)

Über die Gründe und Wirkungen dieser Propaganda habe ich ausführlich in meinem »Ursprung des Christentums« gehandelt. Es würde zu weit führen, das dort Gesagte zu wiederholen. Genug, diese Propaganda war eine sehr erfolgreiche. Je größer der Erfolg, desto notwendiger aber mußte

es erscheinen, alle unzuverlässigen Neulinge fernzuhalten. Die strenge Beobachtung der rituellen Vorschriften wurde jetzt doppelt notwendig. So sehen wir ja auch in der Freimaurerei ein reiches Zeremonienwesen, das, namentlich für intelligente Leute, vielfach einen höchst läppischen Eindruck macht und seine Rechtfertigung nur dadurch bekommt, daß es leichtfertigen Eindringlingen den Zutritt erschwert. Wer sich dem jüdischen Ritus dauernd unterwarf, auf den konnte das Judentum als zuverlässigen Genossen rechnen.

Jeder aber war willkommen, der diesen Ritus anerkennen wollte — ohne Unterschied der Herkunft. Die jüdische Exklusivität war keine Exklusivität der Rasse. Die jüdische Propaganda in allen Gegenden der antiken Welt mußte vielmehr die Mischung der Rassen innerhalb des Judentums noch gewaltig steigern.

So erfolgreich die Propaganda war, sie ergriff nicht die Volksmassen der »Heiden«. Diese zeigten vielmehr gerade in dem Maße wachsende Abneigung gegen das Judentum, in dem es aufhörte, eine Nation zu sein, und ein internationaler Bund wurde. Je mehr es den Charakter einer Nation verlor, um so mehr hörte es auch auf, alle Klassen der damaligen Gesellschaft zu umfassen, es umfaßte nur die städtischen, vielfach nur die mit Waren- und Geldhandel beschäftigten. Solange es eine Nation gewesen war, und zwar eine sehr kleine Nation, hatten seine Bestrebungen nach Erweiterung oder nach Behauptung nur hier und da die nächsten Nachbarn gekümmert. Je mehr es sich zu einem in der ganzen Welt vertretenen Bund von Angehörigen einer bestimmten Klasse gestaltete, desto mehr wurde es in die Klassenkämpfe der ganzen Welt hineingezogen. Und zwar in doppelter Weise. Einmal in die Kämpfe der eigenen Klasse gegen andere Klassen, gleichzeitig aber auch in Kämpfe gegen die Konkurrenten innerhalb der eigenen Klasse, von denen die Überlegenheit sehr unangenehm empfunden wurde, die den Juden ihre internationale Verbreitung und Solidarität verlieh. Die beiden Arten des Klassenkampfes wurden oft für die Juden in sehr unangenehmer Weise verbunden: die Konkurrenten aus der eigenen Klasse lenkten die gegen sie gerichtete Gegnerschaft aus anderen Klassen speziell auf ihre jüdischen Klassengenossen ab, verwandelten Kämpfe gegen Zwischenhändler, Steuerpächter, Wucherer in Kämpfe gegen die Juden. Die Ablenkung wurde schon dadurch begünstigt, daß sie schutzlose Fremde waren; ebensosehr aber durch jene Eigenschaften der Juden, durch die sie sich als schutzlose Fremde zu behaupten suchten: durch ihren engen Zusammenschluß und ihre internationale Solidarität.

Derartige Elemente machen sich unwissenden, lokal bornierten Massen immer leicht verdächtig. Es war im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ebenso leicht, in England ein Katholikenmassaker aus den sinnlosesten Veranlassungen zu entzünden, wie in den letzten zwei Jahrtausenden in der ganzen europäischen Welt zeitweise Pogrome gegen die Juden. Es ist aber niemand eingefallen, die englischen Katholikenverfolgungen als Rassenkämpfe und die englischen Katholiken als eine besondere, »reine Rasse« hinzustellen.

Die Situation für die Juden wurde eine verzweifelte, als sich auch die Staatsgewalten gegen sie erhoben. Solange das Cäsarentum noch nicht fest im Sattel saß, hatte es im Judentum einen wertvollen Bundesgenossen gesehen. Je mehr der kaiserliche Absolutismus sich befestigte, desto mißtrauischer

wurde er gegen alle besonderen Korporationen, also auch gegen das Judentum. Als nun gar die Juden Jerusalems ihre Unabhängigkeit gegenüber den Römern im Kampfe zu wahren suchten, wurde das Judentum vollends in die Acht erklärt.

Von da an war seiner Propaganda jeder Boden entzogen; überall ward es in die Defensive gedrängt, jeder Zuzug aus nichtjüdischen Kreisen abgeschnitten. Damit wurde es eine Kaste, die auf Inzucht innerhalb ihres geschlossenen Rahmens angewiesen war. Jetzt erst wurde die Abgeschlossenheit des Judentums eine hochgradige.

Dieser Zustand fand seinen Höhepunkt im Getto der Feudalzeit, im Judenviertel, auf das die jüdische Bevölkerung jeder Stadt ausschließlich angewiesen wurde. Er hätte wohl das Judentum als reine Rasse erhalten können, wenn es bei seinem Beginn eine solche gewesen wäre. Es ist aber eine reine Rasse nie gewesen, und selbst zur Zeit der strengsten Abschließung wirkten zwei Umstände der Neubildung einer solchen Rasse entgegen.

Es konnte nicht eine geographische Rasse werden, denn seine Niederlassungen erstreckten sich über die verschiedensten und fernsten Länder. Andererseits hätte es, selbst wenn es im Ursprung eine reine Rasse war, sie nicht rein erhalten können, da es nicht imstande war, die Mischung mit fremden Elementen zu verhüten.

Gerade die Zeit der strengsten Abgeschlossenheit des Judentums ist die Zeit seiner größten Rechtlosigkeit, die es immer wieder neuen Verfolgungen aussetzt. Dabei wurden nicht nur Kostbarkeiten geraubt, Menschen geschlachtet, sondern auch Frauen in großer Anzahl vergewaltigt. Die Nachkommen dieser Frauen aber galten als Juden und wurden als solche aufgezogen. Selbst wenn wir annehmen wollten, sämtliche Jüdinnen seien gegen die Verführungskünste ihrer nichtjüdischen Nachbarn immun gewesen, so genügt schon die Tatsache der Judenverfolgungen, um die unveränderliche »Reinheit« des jüdischen Blutes während der letzten zwei Jahrtausende auszuschließen. Von Anfang an eine Mischrasse, ist es im Laufe seiner Wanderungen immer wieder mit neuen Volksstämmen in Berührung gekommen und hat dadurch sein Blut immer mehr gemischt.

Wir haben schon auf die bemerkenswerte Tatsache hingewiesen, daß die Juden jedes Gebiets manche körperliche Merkmale mit den nichtjüdischen Bewohnern des gleichen Gebiets gemein haben. Das kann eine Wirkung der gleichen natürlichen Bedingungen auf beide Teile sein. Ebensosehr aber auch eine Wirkung von geschlechtlicher Verbindung zwischen Juden und Nichtjuden. Wie gewöhnlich beim Menschen dürften auch hier beide Faktoren, Anpassung und Vererbung, gemeinsam für die körperlichen Merkmale bestimmend geworden sein.

Nicht minder aber wie die Juden sind die sie umgebenden Nichtjuden gemischter Rasse. Und auch jüdisches Blut fließt in ihren Adern. Nicht nur außerehelicher Verkehr etwa jüdischer Kaufleute oder Studenten mit christlichen Dienstmädchen oder Kellnerinnen macht manches Christenkind zu einem »Judenstämmling«. Vielleicht noch mehr jüdisches Blut wurde dem Körper der Christenheit durch die Bekehrung von Juden eingeflößt, die seit vielen Hunderten von Jahren vor sich geht.

Es gibt heute keinen Juden, der von sich mit Bestimmtheit sagen kann, in seinen Adern fließe kein nichtjüdisches Blut; schon deshalb nicht, weil es

eine jüdische Rasse weder im Sinne der reinen Haustierrasse noch im Sinne der geographischen Rasse jemals gegeben hat.

Aber selbst wenn man annehmen wollte, alle jene, die vor zwei Jahrtausenden unter den rituellen Gesetzen des Judentums lebten, hätten eine besondere Rasse gebildet, so kann doch kein Jude heute von sich mit Bestimmtheit behaupten, daß sich unter seinen Vorfahren nur Elemente befänden, die von den Juden jener Zeit abstammen.

Auf der anderen Seite gibt es aber keinen Christen, der mit voller Bestimmtheit von sich erklären kann, unter seinen Vorfahren befinde sich kein Jude.

Rassenmerkmale, die diese Frage entscheiden könnten, kann man nicht nennen. Was man als ausgesprochenstes Rassenmerkmal des Juden bezeichnet, das »jüdische Gesicht«, schwarze Haare, funkelnde Augen und vor allem krumme Nase: dies Erbteil von einer unter den vielen Rassen, aus denen das Judentum erwachsen ist, findet sich, wie wir gesehen, auch bei zahlreichen nichtjüdischen Völkerschaften. Und es ist nur bei einem kleinen Bruchteil der Judenschaft zu finden. Zum Merkmal des jüdischen Typus ist es wohl deshalb geworden, weil es in jenen Gegenden Europas, in denen die Juden zahlreicher zusammenwohnen, östlich der Elbe und nördlich der Karpathen, bei den Nichtjuden seltener vorkommt, sich von den dort landläufigsten Gesichtern am schroffsten unterscheidet und am meisten auffällt.

Doch bildet auch dort das »jüdische Gesicht« nicht für sich allein den jüdischen Typus. Besondere, auffallende Kleider- und Haartracht, Kaftan und Pajes (Stirnlöckchen), Aussprache, Körperhaltung, Mienenspiel und Gestikulationen — alles soziale, von der Umgebung durch mehr oder weniger unwillkürliche Nachahmung überkommene Besonderheiten, sie müssen mit dem ererbten jüdischen Gesicht zusammentreffen, soll der unverkennbare, »richtige« jüdische Typus zustande kommen.

Die Zeichner der Witzblätter sind vollauf berechtigt, den Juden mit dem »jüdischen Gesicht« zu charakterisieren. Die Aufgabe des Karikaturisten besteht im Übertreiben und Häufen auffallender und eigenartiger Merkmale. Wenn aber Anthropologen dieses Gesicht zum Kennzeichen einer besonderen jüdischen Rasse erheben, schaffen sie eine Karikatur auf ihre eigene Wissenschaft.

Sombart freilich bildet sich ein, daß man den Juden stets an seinem Gesicht erkennen könne:

»Eine spätere Zeit wird es kaum begreifen, daß es in unseren Tagen Leute gegeben hat, die den Juden als Angehörigen eines besonderen Volkes oder einer bestimmten Rasse (auf den Namen, den man den Juden geben will, kommt es wahrhaftig nicht an) von einem Neger oder einem Eskimo oder einem Pommern oder einem Südfranzosen nicht zu unterscheiden vermochten,« und das ist um so sträflicher, denn: »offenbar unter dem Einfluß der Naturwissenschaften ist in dem letzten Menschenalter unser Blick für das Blutsmäßige im Menschen geschärft worden«. (Die Zukunft der Juden, S. 50, 55.)

Dieser Blick ist bei Sombart so geschärft, daß es ihm genügt, einen Blick auf ein Porträt, sei es auch nur ein Holzschnitt oder Kupferstich, zu werfen, um sofort herauszufinden, ob das Original ein Jude war:

Wir wissen, daß derjenige Generalgouverneur der Holländisch-Ostindischen Kompanie, der, wenn man ihn auch nicht als Gründer der niederländischen Macht auf

Java bezeichnen kann, doch sicher am meisten zur Befestigung derselben beigetragen hat, Cohn (Coen) hieß. Und können uns leicht davon überzeugen, daß er nicht der einzige jüdische Gouverneur der holländisch-indischen Besitzungen war, wenn wir etwa die Porträts dieser Beamten einer Musterung unterziehen. (Die Juden und das Wirtschaftsleben, S. 30, 31.)

Wenn ein Mann Coen heißt, so »weiß« Sombart mit seinem Scharfblick für das Blutsmäßige, daß er Cohn hieß und ein Jude war. Kenner der holländischen Kolonialpolitik, die von Coen mehr »wissen« als seinen Namen, wissen freilich, daß Coen mit Cohn nichts zu tun hatte und ebensowenig ein Jude war wie die anderen Gouverneure, deren Porträts unser gewissenhafter Professor musterte. (Vergl. W. v. Ravesteijn, Kapitalismus und Judentum, Neue Zeit, XXX, 2, S. 714, 715.)

Nach derselben gründlichen Methode erklärt er den Schotten Law für des Judentums verdächtig, denn Law könne doch Levy heißen, und auf »manchen (!) Bildern« sehe er jüdisch aus!

Bezeichnend für diese famose Methode ist auch folgendes. Sombart schreibt:

Um die Bedeutung der Juden als Finanzleute in Frankreich zu erweisen, genügt es, an die einflußreiche Stellung zu erinnern, die Samuel Bernard während der späteren Zeiten Ludwigs XIV. und während der Regierung Ludwigs XV. einnimmt. (Die Juden und das Wirtschaftsleben, S. 56.)

Also um die Bedeutung der Juden zu erweisen, »genügt es« Sombart, an einen Juden zu erinnern. Das ist schon an sich komisch, wird es aber noch mehr, wenn auch dieser eine Jude kein Jude ist. Sombarts Kritiker im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Julius Guttmann, schreibt darüber:

In einem so wichtigen Lande wie Frankreich bleiben die Juden auch weiter auf so lange hin als Finanzleute von sehr untergeordneter Bedeutung. Der einzige große, jüdische Geldmann, den Sombart bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein entdeckt, ist Samuel Bernard. Dieser ist aber nach Ausweis seines schon vor längerer Zeit gefundenen Taufzeugnisses von Geburt an Christ, und für seine jüdische Abstammung spricht nichts, gegen sie die Tatsache, daß sein Vater und Großvater schon als Maler in Frankreich lebten. (A. a. O., 36. Band, S. 159.)

Ebensoviel Glück hat der für das »Blutsmäßige« gleich scharfsichtige Houston Chamberlain, der von Marx und Engels erklärte, es seien zwei »hochbegabte Juden, welche manche der besten Ideen ihres Volkes aus Asien nach Europa herüberzupflanzen versuchten« (Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, 1899, II, S. 835).

Die »wissenschaftliche« Methode der Sombartschen und Chamberlainschen Judenforschung hat unser Schönlank schon vor zwei Jahrzehnten vorausgeahnt und verhöhnt in einem Feuilleton des »Vorwärts«, das an einem 1. April erschien und den »wissenschaftlichen« Nachweis lieferte, Hammerstein, der bekannte Chefredakteur der »Kreuzzeitung«, sei jüdischer Abstammung und habe Chamer Stein geheißen. Und Chamer Laihn — klingt das nicht auch jüdisch, Herr Chamberlain?

6. Geistige Merkmale der jüdischen Rasse.

Mit den körperlichen Merkmalen der jüdischen Rasse ist es nichts. Die Rassenantisemiten selbst verraten kein allzu großes Zutrauen in die Untrüg-

lichkeit jener Merkmale trotz allen Bombastes über die tiefe natürliche Kluft, die die jüdische Rasse von den anderen trennt. Sie hüten sich sehr, die praktischen Folgerungen aus ihren Rassetheorien zu ziehen und etwa die politische Rechtlosigkeit, das Verbot der Ehelichung »arischer« Gatten oder gar die Austreibung aus Europa für jeden zu verlangen, der ein »jüdisches Gesicht« trägt. Oder jeden als Arier anzuerkennen, der kein solches Gesicht sein eigen nennt. Schließlich bleibt ihnen als natürliches »Rassenmerkmal« des Judentums nichts übrig als die Aufzeichnungen des Standesamtes.

Aber freilich, die Schlechtigkeit und Verderblichkeit der jüdischen Rasse beruht nicht in der Eigenart ihrer körperlichen, sondern ihrer geistigen Merkmale, nicht in ihren krummen Nasen und krummen Beinen, sondern in ihrer krummen Moral. Die hohe Intelligenz, die enge Solidarität des Juden sind nicht Tugenden, sondern Laster, denn sie machen nur seine schlechten Eigenschaften um so gefährlicher, seine Vordringlichkeit, seine zersetzende, rein negative Kritik und vor allem seinen gemütlosen, rücksichtslosen Erwerbstrieb. Um den Juden als geborenen Verbrecher hinzustellen, wissen unsere Rassenantisemiten nichts Vernichtenderes vorzubringen als die niederschmetternde Behauptung, er sei der geborene Kapitalist. Sie erklären, daß all die Gemeinheit der kapitalistischen Denkweise, die sich der germanische Edelmensch erst mühsam anquälen muß, dem Juden im Blute seit jeher steckt. Lange, ehe es noch die leiseste Spur eines Kapitalismus gab, wurde ihm bereits die kapitalistische Gefühls- und Denkweise durch irgendein Wunder als unauslöschliches Rassenmerkmal für alle Zeiten und Länder und alle Produktionsweisen eingeflößt. Kein Wunder, daß er im Wettrennen der kapitalistischen Konkurrenz jeden Mitbewerber weit hinter sich läßt und so den christlichen Proletariern das große Leid antut, daß sie nicht ausschließlich von künstlich auf die kapitalistische Gemeinheit dressierten »blonden Bestien« ausgebeutet werden.

Die geistigen Qualitäten des Juden, sie sind der Stein des Anstoßes. Daß darunter welche sind, die von seinen nichtjüdischen Nachbarn unangenehm empfunden werden, hat man schon vor den Rassenantisemiten nicht selten bemerkt. Aber ehedem schrieb man sie ihrer eigenartigen sozialen Lage zu, ihrer Unterdrückung, ihrer Beschränkung auf einige wenige Berufe. Mit dieser Ausnahmestellung würde auch ihre Eigenart verschwinden. So entwickelte sich die Kritik der Juden zu einer Kritik von Staat und Gesellschaft und zu einer Forderung sozialer und politischer Reform.

Dem entgeht man, wenn die geistige Eigenart der Juden ein unverlöschliches Merkmal der Rasse ist.

»Rasse allein mag oft nur zur Bemäntelung unserer Unwissenheit herhalten,« meint Fishberg, »namentlich wenn alle Milieubedingungen ausgeschlossen worden sind.« (S. 86.)

Das trifft sicher oft zu. Aber ebenso oft ist die Berufung auf die »Rasse« ein Mittel, jede Kritik der Gesellschaft zu unterbinden, jedes Streben nach ihrer Weiterentwicklung, ja sogar nach ihrer Erforschung zu hemmen, wenn der Begriff der Rasse dazu gebraucht wird, den Einfluß des Milieus, also auch des künstlichen, gesellschaftlichen, auf den Menschen auszuschließen.

Wir haben im vorigen Kapitel konstatiert, daß die Juden ein Rassengemisch darstellen, konnten aber doch einige Spuren körperlicher Merkmale einer der geographischen Rassen, aus denen jenes Gemisch sich zu-

sammensetzte, nachweisen. Über deren geistige Merkmale läßt sich jedoch nichts mehr sagen. Geistige Eigenschaften sind etwas so Flüchtiges und Variables, daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, mit Bestimmtheit für eine besondere Rasse dauernde geistige Rassenmerkmale festzustellen. Von vornherein völlig ausgeschlossen ist es für eine vorhistorische Rasse, von der uns schriftliche Zeugnisse nicht erhalten sind. Für die Feststellung der geistigen Eigenschaften der Rassen, aus denen sich die Bevölkerung Palästinas vor einigen Jahrtausenden mischte, fehlt uns jeglicher Anhaltspunkt.

Aber selbst aus schriftlichen Zeugnissen das Charakterbild eines Volkes zu entwerfen, ist eine sehr unsichere Sache. Schon einen Menschen auf Grund einiger seiner Schriften zu beurteilen, ist sehr gewagt. Gar manche Persönlichkeit gibt sich in ihren Schriften ganz anders, als sie in Wirklichkeit ist. Und selbst persönliche Beobachtung vermag uns nie das ganze Innenleben eines Menschen zu erschließen. Ja, ihm selbst muß stets vieles von der eigenen Persönlichkeit fremd bleiben. Er kennt sein Innenleben nur, soweit es ihm zum Bewußtsein kommt, und selbst sein bewußtes geistiges Leben wird in der Erinnerung gefärbt, vereinfacht, verschönert.

Was aber an Zeugnissen aus dem Leben früherer Völker auf uns kommt, sind die schriftlichen Äußerungen einiger Menschen. Inwieweit sie typisch sind auch nur für ihre Klasse, geschweige denn für ihre ganze Nation, ist heute in der Regel ganz unmöglich herauszufinden.

Diese Zeugnisse sind sehr wichtig, wenn es sich darum handelt, den Gang der Ereignisse festzustellen, die Probleme, die die Menschen jener Zeit und Nation bewegten, die Höhe ihres Wissens und Könnens, die Ziele ihres Strebens, das natürliche und künstliche Milieu, in dem sie sich bewegten. Aber wer darüber hinausgehen und daraus ihr ganzes Innenleben bloßlegen will, wird in der Regel nur ein bloßes Phantasieprodukt liefern können, und zwar ein solches, das mehr den Forscher kennzeichnet als die Erforschten. Denn nichts ist schwerer, als sich in die Seele eines anderen zu versetzen.

Selbst wenn es irgendwo ein Volk gäbe, das eine reine Rasse darstellte und das seine Rassenreinheit durch Jahrtausende ungetrübt erhalten hätte, wären wir nicht imstande, mit Sicherheit seine geistige Eigenart durch diese Jahrtausende hindurch so genau zu verfolgen, daß wir festzustellen vermöchten, was daran auf Vererbung und was auf die Einwirkung des Milieus zurückzuführen wäre.

Bei einer Mischrasse wäre aber bereits der bloße Versuch lächerlich.

Mehr Erfolg verspricht es, wenn man nicht von der Rasse ausgeht, sondern von dem Milieu, nicht von der Vergangenheit, sondern von der Gegenwart. Hier können wir durch zahlreiche Beobachtungen wenigstens bis zu einem gewissen Grade feststellen, welche Änderungen im geistigen Wesen durch eine Änderung des Milieus heute herbeigeführt werden. Auf Grund dieser Kenntnisse vermögen wir dann mit einiger Sicherheit manche Zeugnisse aus früherer Zeit zu deuten. So gehen wir vom Bekannten aus, um Unbekanntes zu erklären, während wir mit der Annahme, daß jegliche geistige Eigenart, die wir kennen, eine Rasseneigentümlichkeit sei, den umgekehrten Weg einschlagen und Bekanntes durch Unbekanntes erklären.

Jene Methode, die vom Milieu ausgeht, reicht aber völlig aus, um die geistigen Eigenschaften zu erklären, die uns an der Masse der heutigen Juden auffallen. Man braucht bloß zu beobachten, wie das städtische Milieu

heute auf die Menschen wirkt, wie sich der Landbewohner unter seinem Einfluß verändert, und dann in Betracht zu ziehen, daß die Juden das einzige Volk der Erde sind, das seit rund zwei Jahrtausenden eine rein städtische Bevölkerung bildet, und die Erklärung der jüdischen Eigenart ergibt sich zwanglos. *Sie ist die auf die Spitze getriebene Eigenart des Städters.* Daraus habe ich schon 1890 die jüdische Eigenart erklärt (Neue Zeit, VIII, 22 ff. Vergl. auch meinen Artikel über »Das Massaker von Kischeneff und die Judenfrage, Neue Zeit, XXI, 2, S. 303). Der Jude ist der Stadtbewohner par excellence geworden. Diese Gleichheit des künstlichen Milieus hat ihm bei aller Ungleichheit seines natürlichen Milieus und aller Verschiedenheit der ererbten Rassenelemente überall einen gleichartigen geistigen Typus gegeben. Wollte man das als Rassentypus auffassen, dann könnte man den Abkömmling des homo alpinus als homo urbanus bezeichnen.

Bis weit in das letzte Jahrhundert hinein waren die Verhältnisse, unter denen die Masse der Bevölkerung in den Städten lebte, ohne Unterschied des Landes und der Nation so mörderisch, daß sie sich durch natürliche Vermehrung allein dort nicht behaupten konnte. Sie wäre immer wieder ausgestorben ohne steten Zuzug vom Lande. Ein großer Teil der städtischen Bevölkerung besteht überall aus Zuzug vom Lande, nur ein verschwindender Bruchteil kann auf städtische Vorfahren über ein Jahrhundert hinaus zurückblicken. Bloß die Juden haben die staunenswerte Leistung vollbracht, sich dem städtischen Leben so anzupassen, daß sie sich durch zwei Jahrtausende hindurch als fast ausschließlich städtische Bevölkerung nicht bloß zu erhalten, sondern sogar zu vermehren wußten.

Das mag zum Teil ein Werk unbewußter Auslese gewesen sein, durch die alle für das städtische Leben Ungeeigneten ausgemerzt wurden. Bei der nichtjüdischen Bevölkerung war dieser Prozeß nicht notwendig. Er wurde auch immer wieder dadurch gestört, daß neue Zuzügler vom Lande in alteingesessene Familien hineinheirateten, ausgelesene und nichtausgelesene Elemente sich mischten.

Es ist sehr fraglich, ob die natürliche Zuchtwahl in der Form der Erhaltung der *Passendsten* auf die Entwicklung großen Einfluß gehabt hat. Aber sicher wirkt sie auf die Gestaltung und Erhaltung der Arten durch die Ausmerzung der für das gegebene Milieu *Unpassenden* stets auf das mächtigste ein.

Zu dieser unbewußten Anpassung kam aber auch bewußte. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß der Jude weit eher den Arzt befragt, dessen Anordnungen gewissenhafter beobachtet als der Nichtjude, ebenso daß er — wenigstens als Gettojude — dem Alkohol weniger frönt. Dieser Unterschied zwischen Jude und Nichtjude ist im Grunde auch nur einer zwischen dem Städter und dem Landbewohner.

Letzterer ist durch seine Lebensbedingungen dem Städter an Kraft überlegen, Krankheit ist bei ihm selten. Er verachtet sie in seinem Kraftgefühl, und in seinem Bedürfnis, Kraft zu zeigen, in seiner Furcht, als Schwächling zu erscheinen, hält er es für eine Schande, sich krank zu zeigen. Überdies ist er oft zu unwissend, dem Arzt zu trauen.

Diese Denkart bringt er mit sich in die Stadt, wo sie absolut nicht am Platze ist.

Und ebenso verhält sich's mit dem Alkohol. Dem kraftvollen Bauern schadet er weniger als den nervösen Städtern, und je geringer seine Nervosität, je größer seine Muskelkraft, desto größere Quantitäten kann er vertragen. So wird das Wettrinken zu einem Messen der Körperkraft, und ein Feigling derjenige, der ihm ausweicht.

Kein Festtag auf dem Lande ohne Rausch. Das führt mitunter zu Raufereien, ja zu Mord und Totschlag, schadet aber sonst dem gesunden Bauern nichts. In der Stadt, wo weniger körperliche, abwechslungsreiche Bewegung in frischer Luft, mehr geistige und namentlich mehr monotone Arbeit in geschlossenen Stuben und Werkstätten zu vollbringen ist, ist das Bedürfnis, das Gefühl der Ermüdung der Nerven aufzuheben, und damit das Bedürfnis nach Alkohol noch größer wie auf dem Lande, auch die Verführung dazu näher, jedoch die Wirkung weit verderblicher. Das zeigt sich deutlich heute, wo die Masse der Bevölkerung in den Städten lebt und arbeitet und der Zuzug vom Lande wenn auch nicht absolut, so doch relativ im Verhältnis zur Größe der städtischen Bevölkerung abnimmt. Daraus sowie aus dem Fortschritt der physiologischen Erkenntnis erwächst ein immer energischerer Kampf gegen den Alkoholismus. Darin sind die Juden schon seit Jahrhunderten vorausgegangen. Nicht in der Forderung der Abstinenz. Aber in dem Abscheu vor der Trunkenheit. Wohl weniger aus wissenschaftlicher Erkenntnis als aus ihrer sozialen Lage heraus. Die Völker des Südens neigen weniger zur Unmäßigkeit als die des Nordens. Die aus dem Süden stammenden Juden blieben bei Germanen und Slawen abgeschlossen von ihrer Umgebung und wurden nicht deren Verführungen ausgesetzt. Überdies aber war der schutzlose Jude stets viel gefährdeter als der Nichtjude, Nüchternheit bei ihm viel dringender geboten. Ein exzedierender betrunkener Jude hätte das größte Unheil nicht bloß über sich, sondern über die gesamte Judenschaft seines Wohnortes herbeiführen können. Daraus dürfte sich am ehesten die jüdische Mäßigkeit erklären. Was aber zunächst nur der Sicherung des Juden dienen sollte und eine aus dem Orient überlieferte Gewohnheit war, mußte auch hygienisch in günstigster Weise auf ihn wirken.

Ebenso seine Hochachtung vor der Wissenschaft, namentlich der Medizin. In der Roheit und Unwissenheit, die über Europa in der Völkerwanderung hereinbrach, bildete das Judentum lange eines der wenigen Asyle, in denen sich die Reste der antiken Kultur noch erhielten. Damit bewahrte es einen größeren Respekt vor der Wissenschaft als seine Umgebung, aber auch eine intensive Pflege, soweit dies nicht durch die Abgeschlossenheit des Gettos vereitelt wurde. Der hohe Stand, den die Heilkunde bei den Griechen erreicht hatte, wurde durch jüdische Ärzte zuerst erhalten, dann im Orient weiterentwickelt und den Arabern überliefert. Aus dem Osten und aus Spanien gelangte die höhere medizinische Einsicht auch zu den Juden des Nordens.

Durch allmähliche natürliche Auslese sowie durch bewußte Anpassung an ihre Lebensbedingungen kamen die Juden dahin, den verheerenden Wirkungen des städtischen Milieus erfolgreicher zu widerstehen als der bäuerliche Zuzug vom Lande. Erneuerte sich dieser bei den Nichtjuden immer wieder im Laufe einiger Generationen, so wurden die Juden eine rein städtische Bevölkerung.

Die Juden wurden aber durch die Eigenart ihrer Geschichte nicht nur auf die Stadt beschränkt, sondern innerhalb der Stadt auf bestimmte Berufe.

Sie hatten als Fremde unter Fremden zu leben. Das vermochte ehedem am besten der Kaufmann. Dieser betrieb anfänglich nicht bloß den Kauf und Verkauf von Waren, sondern auch ihren Transport, und er mußte diesen vielfach selbst besorgen oder doch überwachen. Der Warenhandel erforderte das Reisen und den Aufenthalt des Kaufmanns in der Fremde, und alle Nationen mit Warenhandel waren darauf eingerichtet und daran gewöhnt, fremde Kaufleute bei sich zu sehen.

Die Juden, die sich gezwungen sahen, ihre Heimat zu verlassen, fanden am ehesten als Kaufleute in der Fremde ihr Fortkommen. Und umgekehrt, diejenigen Juden, deren geistige Eigenart für den Handel am besten veranlagt war, durften es am ehesten wagen, ins Ausland zu gehen.

In ihrem Heimatland produzierten die Juden wie jedes andere Volk alle Klassen und Berufe, die ihren gesellschaftlichen Zuständen angemessen waren. Ebensowenig wie irgendein anderes Volk zeigten sie jene Borniertheit, die die Anthroposoziologen als kennzeichnende Eigentümlichkeit der verschiedenen Rassen betrachten, jene Beschränkung ihrer Fähigkeiten bloß auf einen oder ein paar Berufe. Sie zeigten sich ebenso fähig zum Landbau wie zu Handel und Industrie, zum Kriegsdienst wie zur Staatsbildung, zur Philosophie wie zur Poesie. Der Geist des einzelnen menschlichen Individuums ist eben in seinen Anlagen unendlich mannigfaltiger, als sich mancher Rassentheoretiker träumen läßt. Erst die Schranken eines einseitigen Lebens bewirken bei einem Individuum, daß nur einige seiner Fähigkeiten zu voller Entfaltung kommen, vielleicht durch energische Übung verstärkt vererbt werden, indes andere durch Nichtübung verkümmern.

Die Juden außerhalb Palästinas waren in erster Linie darauf angewiesen, als Kaufleute tätig zu sein. So erscheinen sie uns frühzeitig als Handelsvolk. Sie haben die Fähigkeiten, deren der Kaufmann bedarf, dadurch sicher stark entwickelt, und diese hohe Entwicklung muß im Laufe der vielen Generationen solcher Tätigkeit innerhalb derselben Familien schließlich erbliche Fähigkeiten und Merkmale gebildet haben.

Indessen beschränkten sich die Juden keineswegs auf den Handel. Wo es ihnen möglich war, griffen sie auch zu anderen Berufen, und das war namentlich in Städten der Fall, wo sie in großen Massen zusammenwohnten. Vom Handel kann stets nur eine kleine Minorität leben, denn er ist unproduktiv. Er vermag unter Umständen die Produktion zu erleichtern, er kann sie nie ersetzen. Einen größeren Bruchteil der Bevölkerung in einer Stadt konnten die Juden nur dort bilden, wo es ihnen gestattet war, neben dem Handel noch eine andere Erwerbsart, etwa Handwerk, zu betreiben. Andererseits wieder vermochten dort, wo Juden in großer Zahl zusammenlebten, eher Handwerker und andere Erwerbsarten, etwa Ärzte, jüdischer Abstammung sich zu behaupten, da sie bei ihren zahlreichen Genossen einen starken Rückhalt und ausreichenden Markt für ihre Produkte und Leistungen fanden. Wo die Juden im Altertum in großen Massen zusammenleben, zum Beispiel in Alexandrien, finden wir auch zahlreiche Handwerker unter ihnen trotz jener geheimnisvollen Rassenveranlagung, die den Handelsgeist von allem Anfang an, also lange, ehe es einen Handel gab, zum unauslöschlichen Merkmal eines jeden Juden machte.

Als ausschließliche Städter bevorzugten sie dabei nicht jene Berufe, für die der zugezogene Landmann am ehesten taugt, sondern solche, für die das

städtische Leben am besten vorbereitet. Dazu gehören einerseits Berufe, die große Intelligenz und theoretisches Wissen, und andererseits solche, die nicht viel Muskelkraft erfordern. Sie werden also, wenn sie sich dem Handwerk zuwenden, eher Schneider als Schmiede; der Überschuß der Kaufmannsfamilien aber, der nicht im Handel Unterkunft findet oder diesen Erwerb nicht nötig hat, wendet sich rein geistiger Arbeit zu.

Der Handel entwickelt dazu nicht bloß eine gute materielle Grundlage durch den Wohlstand der Familien, sondern weit mehr noch durch eine gute natürliche Veranlagung, die er erzeugt. In meinem Buche über den »Ursprung des Christentums« habe ich bereits auf den Zusammenhang zwischen »Handel und Philosophie« hingewiesen (S. 203 ff.). Ich zeigte dort, wie die Industrie mehr die Fähigkeiten bildender Kunst entwickelt, der Handel dagegen mehr die Fähigkeiten des mathematischen, abstrakten Denkens, aber auch des Forschens und Spekulierens, des Dranges, aus bekannten Elementen notwendig mit ihnen zusammenhängende unbekannte zu erfassen. Dabei erweitert der Welthandel den Blick über das Gewohnte, Überlieferte hinaus.

Freilich, die wissenschaftliche Spekulation ist anderer Art als die kommerzielle. Aber sie unterscheiden sich nicht in den Fähigkeiten, deren sie bedürfen, sondern in den Bedingungen, unter denen sie angewandt werden. Die Beschäftigung mit dem Handel, das interessierte Forschen und Spekulieren erschwert sehr das uninteressierte Forschen und Spekulieren, also die wissenschaftliche Arbeit, und umgekehrt.

Der Handel entwickelt die für wissenschaftliche Arbeit erforderliche geistige Begabung, nicht aber deren wissenschaftliche Anwendung. Im Gegenteil, wo er auf die Wissenschaft Einfluß gewinnt, wirkt er nur dahin, ihre Ergebnisse für seine Interessen zurechtzufälschen.

Das wissenschaftliche Denken konnte sich nur bei einer Klasse entwickeln, die unter dem Einfluß aller der Begabungen, Erfahrungen und Kenntnisse stand, die der Handel mit sich brachte, die zugleich aber von der Erwerbsarbeit befreit war und so Muße, Gelegenheit und Freude zu unbefangenem Forschen, zum Lösen von Problemen ohne Rücksicht auf deren nächsten praktischen und persönlichen Ergebnisse erhielt. (Kautsky, Ursprung des Christentums, S. 207, 208.)

Diese Bedingungen waren im Altertum in manchen griechischen Handelsstädten gegeben, aber auch in manchen jüdischen Ansiedlungen, vor allem in Alexandrien. Wir haben schon darauf hingewiesen, welche Bedeutung für die Medizin das Judentum Alexandriens gewann. Auch für die Philosophie wurde es bedeutsam.

Die Achtung vor der Wissenschaft und der Drang, dem Gelehrten eine sorgenfreie Existenz zu ermöglichen, hat das Judentum im Mittelalter geistig hoch über seine barbarische Umgebung erhoben. Neben dem Judentum gehörte die Kirche zu den Korporationen, die Reste der antiken Kultur inmitten der christlich-germanischen Unkultur lebendig erhielten. Darob ist die Kirche nicht wenig gepriesen worden. Man hat dabei bisher nicht beachtet, daß sie eine geistige Auslese der bedenklichsten Art übte. In den jüdischen Familien wurde die Verheiratung und Fortpflanzung der Intelligentesten eifrig betrieben.[4] Die katholische Kirche zog die intelligentesten Elemente der christ-

[4] Unter den Juden Polens nahm das schließlich absurde Formen an. In dem Abschnitt seiner »Geschichte der neueren Philosophie«, der von dem jüdischen Philosophen Maimon (geboren 1754, gestorben 1800) handelt, schreibt Kuno Fischer:

lichen Familien an sich und verurteilte sie zum Zölibat, verbot ihnen die Fortpflanzung. Es war das Gegenteil der jüdischen Zuchtwahl, eine Zuchtwahl der Dümmsten, die sie betrieb, allerdings nur so lange, als sich die gescheitesten Köpfe der Nationen ihr zuwandten.

Begeistert hat Lecky in seiner »Geschichte des Geistes der Aufklärung in Europa« den wissenschaftlichen Geist im Judentum gepriesen:

Während man ringsumher in der Finsternis betörter Unwissenheit herumtappte, während trügerische Wunder und gefälschte Reliquien die Gegenstände waren, über die man sich fast in ganz Europa weitläufig auslieβ, während der Geist des Christentums, von den Banden eines grenzenlosen Aberglaubens gefesselt, in Todesbetäubung versunken war, bei der alle Liebe zur Forschung und alles Streben nach Wahrheit aufhörte, verfolgten die Juden den Pfad des Wissens immer weiter, sammelten sie Kenntnisse und förderten den Fortschritt mit derselben unermüdlichen Ausdauer, die sie für den Glauben an den Tag legten. Sie waren die geschicktesten Ärzte, die tüchtigsten Finanzmänner und gehörten zu den gründlichsten Philosophen, während sie in der Pflege der Naturwissenschaften nur den Mauren nachstanden. Auch waren sie die Hauptvertreter der arabischen Gelehrsamkeit im Westen Europas. Aber ihr wichtigster Dienst bestand in der Aufrechterhaltung der kaufmännischen Tätigkeit. Jahrhundertelang blieben sie fast die einzigen Arbeiter auf diesem Gebiet. (Deutsche Ausgabe, 1874, S. 402, 403.)

Unter diesen Umständen hat sich die geistige Eigenart des Judentums gebildet. Nicht aus seiner »Rasse« — was immer man darunter verstehen mag —, sondern aus der historischen Eigenart seiner sozialen Entwicklung. Dadurch erlangte es aber gerade jene Eigenschaften, deren der Kapitalismus bedurfte, die unter kapitalistischen Verhältnissen am leichtesten vorwärtsbringen. Die kapitalistische Produktionsweise ist vorwiegend städtischer Natur; sie konzentriert die Masse der Bevölkerung in den Städten, macht das Land ökonomisch abhängig von der Stadt. Sie verwandelt die gesamte Produktion in Warenproduktion, macht damit die ganze Produktion abhängig vom Warenhandel. Sie hebt die handwerksmäßige Routine auf und ersetzt sie durch Anwendung der Wissenschaft auf allen Gebieten.

So kommt innerhalb des Kapitalismus diejenige Bevölkerungsschicht am ehesten zur Geltung, deren Fähigkeiten dem städtischen Leben, dem Handel, der wissenschaftlichen Arbeit am besten angepaßt sind. Und das ist das Judentum.

Sombart freilich erklärt den kapitalistischen Geist wie die Abstraktionskraft im Judentum nicht aus seinem städtischen Leben, nicht aus seiner Handelstätigkeit, sondern aus der — Viehzucht der Wüstennomaden, die vor Jahrtausenden zu den Ahnen der Juden zählten!

Aus der unendlichen Wüste, aus der Herdenwirtschaft erwächst das Widerspiel der alten bodenständischen Wirtschaftsordnung, der Kapitalismus. Das Wirtschaften hat hier keinen umfriedeten Bezirk, keinen abgegrenzten Tätigkeitsbezirk mehr,

---

»Unter den polnischen Juden hatten die Talmudisten und Rabbiner das höchste Ansehen. Jede Familie setzte ihren Stolz darein, einen solchen Gelehrten unter ihren Gliedern zu haben, und wenn von den Söhnen keiner ein Talmudist war, so mußte womöglich ein Schwiegersohn diese Zierde der Familie werden. Daher waren junge Talmudisten gesuchte Heiratsartikel.... Salomon Maimon hatte den dritten (höchsten) Grad der talmudischen Gelehrsamkeit erreicht, als er neun Jahre alt war.... Er wurde verheiratet, als er noch nicht elf Jahre alt war. In seinem elften Jahre war er Ehemann, in seinem vierzehnten Vater.« (V, S. 120, 121.)

sondern das unbeschränkte Feld der Viehzüchtung, deren Ertrag von heute auf morgen vereitelt sein, aber auch in wenigen Jahren verzehnfacht sein kann.

Wie Sombart das Wunder fertigbringt, eine Rinderherde in wenigen Jahren zu verzehnfachen, verrät er nicht. Und doch könnte er damit aller Fleischnot abhelfen. Und die Weiden in der Wüste scheinen ihm unbeschränkt zu sein, ebenso das Futter, das sie liefern, das sich binnen wenigen Jahren offenbar auch verzehnfachen läßt.

Unsere neue Entstehungsgeschichte des Kapitalismus fährt fort:

Hier (in der Wüste) allein, in der Herdenwirtschaft — niemals in der Sphäre des Ackerbaus — konnte die Erwerbsidee Wurzel schlagen. Hier allein konnte die Wirtschaft auf eine unbegrenzte Vermehrung der Produktenmenge eingestellt werden.

Das heißt, die Idee unbegrenzter Vermehrung, also unbegrenzter Fruchtbarkeit konnte nur in den unfruchtbarsten Wüsten, nie in den fruchtbarsten Ackerländern erstehen. Die Sandwüste ist der gegebene Boden, Vieh und Viehfutter in unbegrenztem Maße zu produzieren.

Aber die Wüste bietet nicht nur die Möglichkeit unbegrenzter Vermehrung der Produkte, die nomadische Weidewirtschaft der Wüste erzeugt auch den Trieb, die »Güter« unbegrenzt zu vermehren ohne Rücksicht darauf, ob man sie brauche oder nicht. Marx meinte, die Maßlosigkeit des Dranges nach Schatzbildung, nach Aufhäufung von Gold und Silber sei ein Erzeugnis der Warenproduktion. Sombart weiß das besser. Nicht die Warenproduktion, sondern die Tatsache, daß das Vieh Junge kriegt, erzeugt in der Wüste den maßlosen Drang, Schätze an Vieh anzusammeln, die Viehhaltung binnen wenigen Jahren zu verzehnfachen, ohne zu fragen, ob man diese vermehrte Summe auch verwenden könne, bloß um das Vergnügen zu haben, die Viehhäupter zählen zu können:

Hier allein konnte die Vorstellung entstehen, daß die abstrakte Güterquantität und nicht die Gebrauchsqualität die beherrschende Kategorie des Wirtschaftslebens sei. Hier wurde zum erstenmal beim Wirtschaften gezählt. Aber auch die rationalen Elemente dringen in das Wirtschaftsleben durch den Nomadismus ein, der somit (!) in fast allen Punkten der Vater des Kapitalismus ist. Und wir sehen abermals um einige Lichtstärken besser, wie sich das Band zwischen Kapitalismus und Judaismus knüpft, der hier als Bindeglied zwischen jenem und dem Nomadismus erscheint. (Die Juden und das Wirtschaftsleben, S. 425, 426.)

Wir sehen nur »um einige Lichtstärken besser« die maßlose Fruchtbarkeit der wüsten Phantasie unseres Professors.

7. Die Assimilierung der Juden.

Die geistigen Rassenmerkmale der Juden sollen derart sein, daß sie eine tiefe und unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen und allen anderen Rassen bilden. Diese Behauptung löst sich bei näherer Betrachtung in die Tatsache auf, daß die Masse der Juden zwei Jahrtausende lang eine abgeschlossene erbliche Kaste städtischer Kaufleute, Geldhändler, Intellektueller, mitunter auch Handwerker bildet, die alle diesen Schichten eigentümlichen Eigenschaften durch Übung und Häufung von Generation zu Generation immer mehr entwickelte im Gegensatz zu der bäuerlichen Masse der übrigen Bevölkerung.

Die Juden haben sich von dieser immer unterschieden, seitdem es kein jüdisches Staatswesen mehr gibt, sie sind ihr immer fremdartig erschienen, was gefördert wurde dadurch, daß im Mittelalter sich innerhalb einer Stadt jeder Beruf in einem bestimmten Stadtteil konzentrierte. Wurde sie von verschiedenen Nationen bewohnt, dann nahm auch von diesen jede ihr besonderes Gebiet ein. Dazu kam bei den Juden noch die Eigenart ihrer Religion und ihres Ritus — alles Dinge, die mit Rassenmerkmalen nichts zu tun haben.

Aber erschienen die Juden auch immer fremdartig, so wurden sie doch nicht immer als Feinde behandelt. Es hing ganz von den ökonomischen Bedingungen und Bedürfnissen des Landes ab, in dem sie wohnten, ob man sie gern oder ungern sah. Der Gegensatz, der ein natürlicher Rassengegensatz sein soll, wurde bestimmt von sehr wandelbaren ökonomischen Verhältnissen.

Wo man Kaufleute oder Geldleute oder intelligentere Leute überhaupt brauchen konnte und solche selten waren, wurde der Jude gern gesehen. Das war der Fall in den christlichen Reichen des westlichen und nördlichen Europa in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung, gerade damals, wo ihr »Germanentum« am ungetrübtesten zur Geltung gekommen sein muß. Nur mühsam entwickelte sich damals das Städtewesen. Da waren die Juden willkommen, um das ökonomische Leben der Städte zu beleben.

Allüberall, wo diese Städtebildung fortschreitet, aus dem vormaligen Kastell der Römer ein städtisches Gemeinwesen sich entwickelt, tun die Juden, indem sie den Handel in seine Mauern bringen, entscheidend mit. Das drückt sich in geradezu klassischer Weise in den Worten aus, mit denen der Bischof Rüdiger von Speyer im Jahre 1084 sein Judenprivilegium beginnt: »Da ich aus dem Flecken Speyer eine Stadt machen wollte, habe ich die Juden aufgenommen.« ... Der Bischof beruft sich nicht bloß darauf, daß sie in anderen Städten die gleichen Rechte: volle Handelsfreiheit, Grundbesitz, Autonomie besäßen, sondern er sagt: »Ich habe gedacht, die Ehre unserer Stadt tausendfach dadurch zu mehren, daß ich die Juden in ihren Mauern ansammle.« Und dieses Privilegium wird dann durch Kaiser Heinrich IV. zu einem allgemeinen gemacht. In ähnlicher Weise sagt der Kölner Erzbischof in seinem Privileg von 1252: »Wir glauben, daß es nicht wenig zum Wohlstand und uns zur Ehre beitragen wird, wenn die Juden, die sich uns anvertrauen und in der Hoffnung auf unseren Schutz und unsere Gnade sich unserer Herrschaft unterwerfen wollen, auch wirklich dieses Schutzes teilhaftig werden.« (Zollschan, Das Rassenproblem, S. 351, 353.)

In Köln gelangten Juden sogar so weit, nicht nur Autonomie innerhalb der eigenen, der Judengemeinde zu erlangen, sondern sogar volles Bürgerrecht und Zutritt zu den Gemeindeämtern. So zitiert G. L. v. Maurer eine Urkunde aus der Zeit »gegen das Jahr 1200«, in der ein Jude Egeberth zum Gemeindevorsteher des Kirchspiels Lorenz ernannt wurde. (Geschichte der Städteverfassung, II, S. 232.)

Aber freilich muß er bemerken, daß die Juden eine so günstige Stellung nur »eine Zeitlang« einnahmen. »*Meistenteils hatten sie in früheren Zeiten größere Rechte als in späteren.*« (S. 230.)

Es ging den Juden in der Christenheit ähnlich wie den Deutschen in Böhmen. Solange man sie brauchte, um städtisches Wesen zu fördern und zu entwickeln, den Handel zu beleben, waren sie willkommen. Als sich in den Städten eine Klasse einheimischer Geld- und Handelsleute und Handwerker entwickelte, da begannen die herbeigerufenen Fremden, die sich ein-

mal seßhaft gemacht, nicht mehr als willkommene Helfer, sondern als unerwünschte Konkurrenten, als »lästige Ausländer« zu erscheinen. Man besann sich plötzlich darauf, daß irgendein Unterschied religiöser oder nationaler Art — der Unterschied der Rassen war in jenen »finsteren« Zeiten noch nicht erfunden —, ein Gegensatz sei, der zur Verfolgung der Fremden zwinge. Hatte man bis ins dreizehnte Jahrhundert im westlichen Europa die Juden gesucht, so trachtete man von da an immer mehr, ihnen das Leben zu verleiden, ihnen ihre Rechte zu verkürzen; man mißhandelte sie, plünderte, vertrieb sie, wenn man sie nicht einfach totschlug. Wo ihnen noch eine armselige Existenz gewährt wird, engt man ihre Tätigkeit in jeder Weise ein. Der große Handel wird ihnen genommen, die Möglichkeit, Grundbesitz zu erwerben, ein Handwerk auszuüben. Nichts bleibt ihnen übrig als Wucher und zwerghafter Trödel- und Hausierhandel. Der Schacherjude als Typus der jüdischen »Rasse« wird durch christliche Milde geboren.

Nur als Kuriosum sei hier bemerkt, daß in diese Zeit der schlimmsten Verfolgungen auch das Verbot für die Juden fällt, Freudenhäuser zu besuchen. So erließ die Königin Johanna I. ein solches Verbot 1347 für Avignon. Die fromme und tugendhafte Monarchin behielt das Privilegium des Bordellbesuches den guten Christen vor. Dauerte dies Privileg bis ins sechzehnte Jahrhundert, dann verwandelte es sich in vergrößerte Anwartschaft der Christen auf Syphilis (vergl. Lecky, Geschichte des Geistes der Aufklärung, S. 399). Dafür wurde den Christen verboten, sich von jüdischen Ärzten heilen zu lassen.

Man sieht, die christliche Gesundheit wurde durch die Judenverfolgungen nicht gehoben.

Das Aufkommen des modernen Staates brachte den Juden zunächst keine Erleichterung. Wohl dämmte seine starke Polizeigewalt die ungeregelten Plünderungen erheblich ein — die Plünderung der Untertanen wurde jetzt ein Staatsmonopol, ausgeübt in der Form von Steuern.

Dafür zeigte sich aber auch dieselbe Staatsgewalt sehr argwöhnisch gegenüber allen autonomen Körperschaften. Jede Selbständigkeit, jedes Abweichen von der durch die Staatsgewalt festgesetzten Denkweise wurde verpönt und oft grausam bestraft. So sollte auch die Religion des Landesherrn bestimmend sein für das religiöse Empfinden aller seiner Untertanen. Wo die Juden schwach und gering an Zahl waren, mochte ihre religiöse Eigenart noch hingehen. Wo sie eine Macht darstellten, wurden sie nun auch von der Staatsgewalt aufs brutalste mißhandelt, oft vertrieben. Das war namentlich der Fall in Spanien und Portugal. Aus dem ersteren Lande wurden 1492 Hunderttausende verjagt und andere Hunderttausende in Zwangschristen verwandelt. Kurz darauf geschah das gleiche in Portugal.

Erst das Erstarken des industriellen Kapitals erzeugte eine dem Judentum günstigere Stimmung.

Das industrielle Kapital kommt auf nicht bloß im Gegensatz zum feudalen Grundbesitz und dem zünftigen Handwerk, sondern auch im Gegensatz zu Handelskapital und Finanzkapital. Diese streben nach staatlicher Privilegierung, das Industriekapital nach freier Konkurrenz in ihren Reihen. Je größer die Konkurrenz unter den Kaufleuten und den Kreditgebern, um so besser gedeiht die Industrie. Es lag in ihrem Interesse, daß jüdische Händler und jüdische Geldleute in Wettbewerb mit christlichen traten, daß die

Schranken fielen, die jene fernhielten. Das paßte sehr gut zu dem allgemeinen Streben nach Aufhebung der mittelalterlichen Korporationen. Das Getto gehörte auch zu ihnen. Sie alle mußten fallen im Interesse der raschesten Entwicklung des Kapitalismus.

Der industrielle Kapitalismus unterscheidet sich vom Handwerk der Feudalzeit aber nicht nur dadurch, daß er alle zünftigen Schranken durchbrechen muß, sondern auch dadurch, daß er an Stelle der herkömmlichen Routine die Anwendung der Wissenschaft setzt. Gleichzeitig entwickelt sich die Notwendigkeit des Zeitungswesens. Aus diesen und anderen Gründen, die auseinanderzusetzen zu weit führen würde, stieg der Bedarf an Intellektuellen aller Art. Das Angebot an solchen, das der feudale Staat erzeugte, war gering. Es wurde noch eingeschränkt durch die Kirche. Befreiung der jüdischen Intelligenz und Einstellung des ununterbrochenen Aderlasses, den die Kirche, namentlich die katholische mit ihrem Zölibat, an der nichtjüdischen Intelligenz übte, wurde ein Bedürfnis für die neuaufkommende Produktionsweise.

Bei allen diesen Bestrebungen sah sich der industrielle Kapitalismus immer mehr gehemmt nicht nur durch den feudalen Grundbesitz, das zünftige Handwerk, die Kirche, die privilegierten Schichten unter den Intellektuellen, die Handelskorporationen, die hohe Finanz, sondern auch durch die Staatsgewalt selbst, die von jenen Klassen beherrscht wurde und ihre Machtmittel in deren Interesse anwandte.

Nur durch den Umsturz dieser Gewalt vermochte der Weg für die rascheste Entfaltung der neuen Produktionsweise geebnet zu werden. Dabei fand der industrielle Kapitalismus Alliierte nur in den unteren Klassen, dem Proletariat und der Bauernschaft sowie in jenen Schichten des Kleinbürgertums und der Intelligenz, die nicht zu den privilegierten gehörten und die nur durch die Beseitigung aller Privilegien vorwärtskommen konnten. So erstand die moderne Demokratie mit ihrer Proklamierung der Gleichheit aller Wesen, die ein menschliches Antlitz tragen. Die natürliche Konsequenz war das Streben nach Emanzipation des Judentums, aber auch die Allianz zwischen den energischen, kampffähigen Elementen des Judentums und der Revolution. Nur durch die Revolution war es zu befreien.

Jener negierende, zersetzende, kritische Geist, der ein natürliches Merkmal der jüdischen Rasse sein soll, er ist das naturnotwendige Ergebnis der sozialen und politischen Lage des Judentums, die es ausschloß von allen Vorteilen der bestehenden Gesellschaft, die es ihre Nachteile aufs schärfste fühlen ließ. Ist dieser Geist ein Rassenmerkmal, dann gehört er zu den Rassenmerkmalen jeder unterdrückten und ausgebeuteten Klasse.

Die Befreiung des Judentums kam in der großen französischen Revolution und ihren Ausläufern. Sie wurde eingeleitet durch wachsende Duldung der Juden in den fortgeschrittensten kapitalistischen Staaten, zuerst Holland, dann England, seit dem siebzehnten Jahrhundert, was viele spanische und portugiesische jüdische oder scheinchristliche Kapitalisten hinzog. Der Jude wurde schließlich gleichberechtigt mit seinen Mitbürgern. Damit setzte sofort sein rascher Aufstieg in der kapitalistischen Gesellschaft ein, deren Bedürfnissen er so vollkommen angepaßt war, im Handel, im Bankwesen, in der Journalistik, der Medizin, der Rechtsanwaltschaft. Aber zugleich auch seine Anpassung an die nichtjüdische Gesellschaft, seine Assimilierung.

Sie erfolgte in der Sprache; der moderne Jude hört auf zu jüdeln. Dann im Ritus. Die Speisegebote und Festtagsgebote, die ehedem den Juden vom Nichtjuden trennten, eine so tiefe Kluft zwischen ihnen bildeten, hören auf, für den Juden bestimmend zu sein. Immer mehr Juden treten aus ihrer religiösen Gemeinschaft aus. Zollschan weist auf eine Schätzung des Lizentiaten de la Roy hin, wonach im neunzehnten Jahrhundert mehr als 200 000 Juden getauft wurden, wobei die Übertritte zu Dissidenten und die Taufen von Kindern aus Mischehen nicht gerechnet wurden. Und die Neigung, aus dem Judentum auszutreten, wächst!

In Wien zählte man jährlich:

	Übertritte von Juden	Ein Übertritt auf Juden
1886 bis 1890	330	359
1896 - 1900	511	288
1900	607	240
1906	643	—

Zollschan gibt diese und noch zahlreiche andere Zahlen und kommt zu folgendem Schlusse:

Fassen wir alles zusammen, so zeigt sich in der Gegenwart ein erhebliches Anschwellen der Taufziffern in den westlichen Ländern. Das Judentum in Österreich (ohne Galizien) verliert jährlich mehr als 2, in Deutschland mindestens 1, in Ungarn etwa $^3/_4$ pro Mille seiner Anhänger an das Christentum. Dagegen hält das große Judengetto in Rußland und Galizien den christlichen Einflüssen stand und erleidet nur unerhebliche Abbröckelungen (S. 475).

Noch weit größer als die Zahl der Juden, die aus ihrer religiösen Gemeinschaft austreten, ist jedoch die Zahl jener, die zwar in ihr verbleiben, doch ihre religiöse Praxis und ihr religiöses Denken gänzlich aufgeben. Dasselbe ist gleichzeitig der Fall mit der großen Mehrheit der nichtjüdischen städtischen Bevölkerung, die auch innerhalb der überlieferten Religionsgemeinschaften gewohnheitsmäßig verbleibt, ohne an deren religiösem Leben noch den geringsten Anteil zu nehmen. Die religiöse Assimilierung der Juden in Westeuropa macht rasche Fortschritte nicht dadurch, daß die Juden christlichen oder die Christen jüdischen Glauben annehmen, sondern dadurch, daß beide Teile dem gleichen Unglauben und der gleichen religiösen Gleichgültigkeit anheimfallen.

Das tritt auch zutage bei den Mischehen. Ihre Zahl nimmt rasch zu. So betrugen die Mischehen zwischen Juden und Nichtjuden:

	Im Durchschnitt der Jahre	In Prozent der rein jüdischen Ehen
In Preußen	1875 bis 1884	10,1
	1885 - 1894	12,4
	1895 - 1899	16,9
	1900 - 1904	19,3
	1905	23,6
	1906	23,3
	1907	25,6

In den Großstädten mit zahlreichen Juden ist die Zahl der Mischehen besonders groß oder in raschem Wachstum begriffen.

So zählte man:

	Im Durchschnitt der Jahre	Mischehen zwischen Juden und Nichtjuden in Prozent der rein jüdischen Ehen
In Berlin	1901 bis 1904	35,4
	1905	44,4
In Frankfurt a. M.	1905	22,5
	1906	26,0
	1907	19,6
	1908	30,7
In Hamburg	1903 bis 1905	49,5
In Amsterdam	1899	8,1
	1900	8,8
	1901	11,3
	1902	13,6
	1903	20,1

Namentlich die Zahlen für Amsterdam zeigen ein rapides Anwachsen.

In Italien, Frankreich, England, den Vereinigten Staaten fehlt eine konfessionelle Statistik. Zollschan bemerkt mit Trauer, daß in diesen Ländern, wo die Juden vollste Freiheit haben, der »Auflösungsprozeß der autochthonen Judenschaft in vollem Gang ist« (S. 477). In den sozial höherstehenden Judenfamilien Italiens sei es »fast Regel geworden, die Kinder nur mit Christen zu verheiraten«.

Darauf deuten auch die Ziffern aus dem österreichischen, aber stark italienischen Triest hin. In Österreich unterliegen Mischehen starken Beschränkungen. Sie sind nur zwischen Juden und Konfessionslosen möglich. Und Eheschließungen, bei denen der jüdische wie der christliche Teil konfessionslos wird, werden nicht als Mischehen verzeichnet.

Bei alledem betrugen in Triest die Mischehen:

	Prozent der rein jüdischen Ehen
1877 bis 1890	33,3
1891 - 1895	38,5
1896 - 1899	41,6
1900 - 1903	61,4

Das ist freilich im Lande der »schwarzen« Italiener. Aber, o Grauen, im Lande der blondesten Edelmenschen ist ohne alle Rücksicht auf Sombarts heiligste Gefühle der »schwarzblonde Mischmasch« am ärgsten. In Kopenhagen betrugen die Mischehen zwischen Juden und Nichtjuden:

	Prozent der rein jüdischen Ehen
1880 bis 1889	55,8
1890 - 1899	68,7
1900 - 1905	82,9

Dementsprechend konstatiert Zollschan:

Es zeigt sich, daß die jüdische Bevölkerung Dänemarks sich in den 60 Jahren von 1840 bis 1901 nicht vermehrt hat, sondern absolut und noch mehr relativ zurückgegangen ist. 1840 waren noch 0,3, 1901 nur noch 0,14 Prozent der Gesamtbevölkerung jüdisch. Der Anteil der Juden war also um mehr als die Hälfte gesunken. Der Grund ist neben geringer Kinderzahl hauptsächlich in den zahlreichen Mischehen zu suchen, durch welche die dänischen Juden allmählich von der christlichen Bevölkerung aufgesogen werden. (S. 478.)

Das Beispiel Italiens und Dänemarks zeigt uns, wie richtig jene Vorkämpfer der Judenemanzipation gerechnet hatten, die von ihr das völlige Aufgehen des Judentums in den Völkern, unter denen es lebt, erwarteten. Zollschan hat recht: Nur im Getto, in erzwungener Abgeschlossenheit von ihrer Umgebung und unter politischem Druck, unter Rechtlosigkeit und Feindseligkeit erhält sich das Judentum inmitten anderer Völker. Es löst sich auf, verbindet sich mit seiner Umgebung, verschwindet, wo der Jude als Freier und Gleicher betrachtet und behandelt wird.

Es gibt nur noch eine einzige Lebensquelle des Judentums, damit aber auch der »jüdischen Gefahr«, das heißt der Gefahr, daß die Nichtjuden von den Juden im kapitalistischen Konkurrenzkampf zurückgedrängt werden. Diese Lebensquelle der jüdischen Gefahr ist der Antisemitismus.

8. Der Antisemitismus.

Der industrielle Kapitalismus hatte die ihm entgegenstehenden Elemente niedergeworfen durch seine Verbindung mit den revolutionären Teilen der Intelligenz, des Kleinbürgertums und des Proletariats. Das Ergebnis war eine Gestaltung des Staatswesens, die das industrielle Kapital aufs rascheste entwickelte, aber auch seine Nachteile für Kleinbürgertum und Proletariat aufs stärkste zutage treten ließ. Früher oder später wurde daher jede dieser beiden Klassen der bürgerlichen Demokratie oder dem Liberalismus untreu — um so früher, je weniger revolutionäre Kraft dieser in der Zeit seines Aufstiegs entwickelt hatte, je weniger tief dadurch seine geistige Beherrschung der Volksmassen gedrungen war, was wieder vom Höhegrad der allgemeinen ökonomischen Entwicklung und damit der proletarischen Bewegung abhing.

Je später die bürgerlich-demokratische Opposition und Revolution auftritt, desto mehr fühlt sie sich innerlich gehemmt durch die Furcht vor dem Proletariat. Je mehr wir von West nach Ost, von England nach Rußland voranschreiten, desto später tritt der Liberalismus auf die politische Bühne, desto schwächlicher ist er, desto weniger imstande, Proletarier und Kleinbürger geistig von sich abhängig zu erhalten, desto früher findet die Loslösung der beiden vom Liberalismus statt, bis wir schließlich in Rußland ein Stadium erreichen, wo das Proletariat schon im Anfang seines Eintrittes in den politischen Kampf vom Liberalismus getrennt ist und ebenso das Kleinbürgertum.

Der Gegensatz gegen den Liberalismus gestaltet sich jedoch bekanntlich anders beim Proletariat als beim Kleinbürgertum. Für beide ist ihre soziale Lage in der kapitalistischen Gesellschaft unerträglich. Aber für das Proletariat sind die Errungenschaften der Demokratie und der kapitalistischen Ökonomie die Vorbedingungen seiner eigenen Befreiung. Es sucht sie nicht ungeschehen zu machen, sondern sich ihrer zu bemächtigen.

Das Kleinbürgertum hätte durch den Sozialismus ebensoviel zu gewinnen wie das Proletariat. Aber nur ein Teil seiner Mitglieder vermag sich durch die proletarische Führung zu dieser Erkenntnis durchzuringen. Seine Existenzbedingungen in der Gegenwart beruhen auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln und auf der Ausbeutung von Lohnarbeitern, und zwar vorwiegend der schwächsten von allen, Frauen und Kindern. Dabei stößt es auf den Widerstand des Proletariats und gerät in schroffen Gegensatz zu ihm und seinen sozialistischen Tendenzen.

Ein erheblicher Teil des Kleinbürgertums, der sich vom Liberalismus abwendet, sucht die Rettung nicht darin, daß er über ihn hinaus weiter vorwärtsschreitet. Er fühlt sich gedrängt, wieder den Weg zurückzusuchen, politisch und ökonomisch reaktionär zu werden, und er findet dabei Verbündete in den Mächten, die der Liberalismus überwand.

Freilich, das Rad der Geschichte kann er nicht zurückdrehen. Wohl wandelt sich der Kapitalismus. Durch Aktien und Banken verschmilzt das industrielle Kapital immer mehr mit dem Finanzkapital. Die vorrevolutionären Tendenzen des letzteren nach Ausschluß der Konkurrenz durch private Monopole werden wieder lebendig. Die politische Reaktion wird dadurch zeitweise gefördert, ökonomisch dagegen der Kapitalismus auf die Spitze getrieben. Das Kleinbürgertum gewinnt dabei nichts.

Ohnmächtig, den ganzen Kapitalismus zu bekämpfen, weiß es nichts anderes zu tun, als sich gegen einzelne Teilerscheinungen zu wenden und die politische Reaktion mitzumachen, von der es, freilich vergebens, auch eine ökonomische Reaktion erwartet.

In dieser Situation bildet es einen fruchtbaren Boden für das Wiedererwachen antisemitischer Tendenzen. Der Kampf gegen das Gesamtkapital erscheint aussichtslos. Bessere Aussichten scheint der Kampf gegen das Judentum zu bieten, gegen das jüdische Kapital, das so rasch emporkommt und dessen Konkurrenz von manchem nichtjüdischen Kapitalisten unangenehm empfunden wird.

Es sind jedoch nicht allein Handwerker und Kleinhändler, die dem Liberalismus untreu werden, der ihre Erwartungen nicht erfüllt hat, und die sich vom aufkommenden Judentum bedroht fühlen. Die Vorhut des Liberalismus hatte die Intelligenz gebildet. Sie nahm eine günstige Position ein, solange sie einen Seltenheitswert besaß. Das hörte im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts immer mehr auf. Eine Überproduktion an Intelligenz machte sich bemerkbar aus den verschiedensten Gründen, nicht zum wenigsten infolge des Niederganges des Kleinbürgertums, das seine Söhne und schließlich auch seine Töchter auf Hochschulen oder, wenn die Mittel nicht reichen, auf Handels- und Gewerbeschulen schickt, um ihnen als Angestellten oder selbständigen Kopfarbeitern die Existenz zu schaffen, die Handwerk und Kleinhandel nicht mehr bieten. Dabei sind es wieder auf den verschiedensten Gebieten die Juden, die am raschesten vorwärtskommen. Daher werden auch unter nichtjüdischen Intellektuellen und Angestellten diejenigen für antisemitische Tendenzen zugänglich, die sich nicht zum Sozialismus durchzuringen vermögen, der allen Schäden der Konkurrenzwirtschaft ein Ende macht.

So erstehen seit den siebziger Jahren in Deutschland, Österreich, Frankreich wieder Bestrebungen weiterer Volkskreise nach politischer Zurückdrängung und gesetzlicher Einengung oder wenigstens nach gesellschaftlicher Boykottierung des Judentums, Bestrebungen, die sich mit dem Judenhaß kirchlich bornierter Kreise und der Judenverachtung feudaler Überhebung begegnen und ihnen erneute Kraft verleihen.

Sombart bringt es fertig, die Zurücksetzung der Juden in der Armee und den Universitäten zu verteidigen:

> Die Gepflogenheit bei der Besetzung der Lehrstühle an den Universitäten ebenso wie bei der Zulassung zur Privatdozentur ist heute in ganz Deutschland wohl die,

daß man zwar Juden nicht grundsätzlich ausschließt, aber bei ihrer Zulassung oder Wahl sich gewisse Reserven auferlegt. Das kann man im Interesse der amtlich approbierten Wissenschaft bedauern, denn es ist immer eine Schädigung des wissenschaftlichen Betriebs an einer Lehranstalt, wenn zwischen zwei Bewerbern um eine Stelle der dümmere gewählt wird. Kann nun aber bei der Besetzung der Lehrstühle an einer Universität das wissenschaftliche Interesse allein oder auch nur vorwiegend den Ausschlag geben? Auf unsere Frage zugeschnitten: Ist es ein denkbarer und erträglicher Zustand, daß im Deutschen Reiche sämtliche Dozenturen und Professuren an den Hochschulen mit Juden — getauften oder ungetauften, das bleibt sich natürlich gleich — besetzt wären? Da die Juden im Durchschnitt so sehr viel gescheiter und betriebsamer als wir sind, so könnte dieses leicht die Wirkung einer vollständig freien Zulassung der Juden zu den Lehrstellen an den Universitäten sein.... Vielleicht leiden die Universitäten weit mehr unter einer solchen Beschränkung als die Juden.... Aber es ist nun einmal wirklich besser so. (Zukunft der Juden, S. 82, 83.)

Also: die Wissenschaft leidet unter dem bestehenden Zustand der Fernhaltung von Juden, aber trotzdem ist es »nun einmal wirklich besser so«, denn es sind »nun einmal wirklich« die Universitäten nicht Einrichtungen, bei denen das »wissenschaftliche Interesse allein oder auch nur vorwiegend den Ausschlag gibt«. Sie sind nicht der Sitz der hohen Göttin Wissenschaft, sondern bloße Stallungen für die bekannte milchende Kuh, Einrichtungen, die soundso viele Posten für soundso viele Streber aus guten Familien zu liefern haben. Da darf nicht alles von den Juden mit Beschlag belegt werden. »Es ist nun einmal wirklich besser so.«

Und die Armee? Ei, da wollen nun einmal wirklich die Herren Offiziere keine Juden unter sich haben, und das ist Grund genug für einen so »klugen Mann« wie Sombart:

Hier werden nun einmal die antisemitischen Traditionen gepflegt.... Das ist eine Tatsache, die man bedauern mag, die aber mit diesem Bedauern nicht aus der Welt geschafft wird, mit der jeder kluge Mensch rechnen muß. (Zukunft der Juden, S. 85, 86.)

Als klug erscheinen Sombart offenbar jene Menschen, die vor jedem Hindernis haltmachen, dessen Überwindung einen größeren Kraftaufwand erheischen würde als bloßes »Bedauern«.

So ist es denn kein Wunder, daß er sein »Programm« in der Judenfrage »kurz« so formuliert:

Die Staaten geben ihren (der Staaten?) jüdischen Mitbürgern die volle Gleichberechtigung, und die Juden werden die Klugheit und den Takt besitzen, diese Gleichberechtigung nicht überall und in vollem Umfang auszunutzen. (S. 87.)

Diese »Klugheit«, die gleichzeitig den Juden und ihren Gegnern alles bietet, was sie verlangen, den einen allerdings nur im Vordersatz, den anderen im Nachsatz, der den Vordersatz aufhebt, ist nicht zu überbieten.

Trotz allem Antisemitismus, allen Einschränkungen und Benachteiligungen der Juden geht das Aufsteigen des Judentums, aber auch seine Auflösung durch Abkehr von der Religion und durch Mischehen weiter. Die Zahlen, die wir eben darüber vorführten, stammen alle aus der Zeit des wiedererwachenden Antisemitismus.

Wenn trotzdem das Wirken der Assimilation anscheinend zum Stillstand gekommen ist und das Judentum als gesonderte Volksschicht an Boden nicht

verliert, ist dies der Bewegung zuzuschreiben, die die Juden Osteuropas ergriffen hat.

Wir haben gesehen, wie die Judenverfolgung gerade zu der Zeit des Humanismus und gerade in den aufgeklärtesten Teilen Europas den Juden die Existenz unmöglich machte. Sie flüchteten nach dem Osten, nach Polen und der Türkei. In diesen barbarischen Ländern wurden sie geduldet, gerade weil es barbarische Länder waren, in denen man eine städtische Bevölkerung wohl brauchen konnte. Und weil sie Fremde, weil sie bloß geduldet waren, werden sie den Machthabern besonders willkommen gewesen sein, die ein starkes städtisches Bürgertum nicht brauchen konnten, das ihre Macht beschränkt hätte.

In den Gebieten, die damals zu Polen und der Türkei gehörten, in Ungarn, Rumänien, Galizien, Posen und dem westlichen Teil des heutigen Rußland, sammelten sich die Juden in großen Massen aus ganz Europa, namentlich aus Deutschland. Die spanischen Juden gingen vielfach nach den südlichen Teilen der europäischen Türkei (Saloniki).

Die rechtliche, aber auch zum größten Teil die ökonomische Lage der Juden in der Türkei ist noch heute die beste in der Welt. (W. W. Kaplun-Kogan; Die Wanderbewegungen der Juden. Bonn 1913, A. Marcus' und E. Webers Verlag, VIII, 164 Seiten, 4 Mark, S. 46. Reiches statistisches Material findet man auch in der Abhandlung von J. Rubinow, Economic condition of the Jews in Russia, Bulletin of the Bureau of Labor, Washington 1907. Vergl. auch die Artikelserie über »Die ökonomische Lage des jüdischen Proletariats in Rußland«, Neue Zeit, XXIV, 1, S. 231 ff.)

Die große Mehrheit der Juden hat sich in jenen Gebieten konzentriert. Nach einer Aufstellung Nawratzkis[5] beträgt die Zahl der Juden der Welt zurzeit $12^1/_2$ bis 13 Millionen. Davon leben:

In Rußland	6000000
- Galizien und Bukowina	1000000
- Ungarn	900000
- Rumänien	270000
- der europäischen Türkei	200000
	8370000

Also rund $8^1/_2$ Millionen leben in den Gebieten des ehemaligen Polen und der Türkei. Daneben in Großbritannien 250 000. Diese sind in der Mehrzahl ebenso wie die 2 300 000, die Nawratzki für Amerika angibt, aus jenen Gebieten erst kürzlich eingewandert. Das gäbe also $10^1/_2$ Millionen auf die ehemals polnisch-türkischen Gebiete und nur $2^1/_2$ bis 3 Millionen auf die ganze übrige Welt.

Am dichtesten leben sie zusammen in den Gebieten des ehemaligen Polen. Sie kamen dahin meist aus oder doch über Deutschland, und so haben sie bis heute eine eigenartige Sprache bewahrt, die sie von ihrer slawischen Umgebung scheidet, das sogenannte Jiddisch, ein verdorbenes Deutsch — die einzige jüdische Bevölkerung der Welt, die sich nicht der Sprache ihrer Umgebung assimiliert hat. In ihr hat sich auch das religiöse Bewußtsein, die Orthodoxie, am strengsten und lebendigsten erhalten.

[5] C. Nawratzki, Die jüdische Kolonisation Palästinas. München 1914, Ernst Reinhardt, XVI, 538 Seiten. 10 Mark.

Weil sie in solchen Massen zusammenwohnten, konnten sie nicht ein bloßes Volk von Kaufleuten, Wucherern und Intellektuellen bleiben. Sie konnten das um so weniger, als das Land, in dem sie wohnten, nicht bloß ökonomisch rückständig war, sondern auch so blieb. Die Verlegung des Handels nach Indien vom Landweg nach dem Seeweg um Afrika herum, die Entdeckung Amerikas, die Verlegung des ökonomischen Schwerpunktes Europas an die Küsten des Atlantischen Ozeans hemmte die Entwicklung nicht bloß Italiens, sondern noch viel mehr die Polens und der Türkei und bereitete auch ihren politischen Niedergang und Zerfall vor. Unter diesen Bedingungen konnte sich keine starke kapitalistische Industrie entwickeln, wurde aber auch die Intelligenz von dem Zusammenhang mit dem geistigen Leben Westeuropas abgeschnitten und gänzlich den Dienern des religiösen Kultus untergeordnet. Die ganze glänzende Entwicklung seit der Renaissance existierte für sie nicht. Sie blieb im Zeitalter der Scholastik, in der jüdischen Scholastik des Talmund stecken. Eine Nachfrage nach dieser Art Intelligenz bestand nur innerhalb des Judentums, und eine Nachfrage nach anderer Art von Intelligenz durch die nichtjüdische Bevölkerung war höchst gering. So wendete sich ein großer Teil der polnischen Juden dem Handwerk zu, namentlich dem Schneiderhandwerk.

Im Ansiedlungsrayon, jenem Gebiet des russischen Reiches, in dem die Masse der Juden allein wohnen darf und das im wesentlichen mit jenen Gebietsteilen zusammenfällt, die ehedem dem polnischen Reiche zugehörten, zählte man nach dem Zensus von 1897,[6] der ersten und bisher letzten Volkszählung Rußlands:

	Erwerbstätige				Auf 100 Nichtjuden der gleichen Kategorie entfielen
	Absolute Zahl		Prozent		
	Juden	Nichtjuden	Juden	Nichtjuden	Juden
Insgesamt	1428835	9854054	100	100	14,5
In der Industrie beschäftigt . .	518075	1132264	36	11,5	46
- - Kleiderindustrie beschäftigt	235993	222764	16,5	2	106
Im Handel beschäftigt.	450427	108499	31,5	1,7	268
- Korn- u. Viehhandel beschäftigt	202016	57485	14	0,6	351

Das sind Zahlen aus unserer Zeit. Vordem bildeten die Juden in noch weit höherem Grade in jenen Gebieten die Masse der städtischen, kommerziellen und vielfach auch der industriellen Bevölkerung.

In diese ökonomisch rückständigen Länder brach nach dem Krimkrieg, während der liberalen Ära, die ihm folgte, plötzlich mit voller Macht der

[6] Die Zahlen entnehme ich dem Buche von L. Hersch, Le juif errant d'aujourd'hui, étude sur l'émigration des israélites de l'Europe orientale aux Etats Unis de l'Amérique. Paris 1913, Giard & Brière. 331 S. S. 191. Dieses Buch erschien fast gleichzeitig mit dem vorher zitierten Kaplun-Kogans über die Wanderbewegungen der Juden. Beide behandeln zum Teil dasselbe Thema, das gleiche Material und kommen zu ähnlichen Schlüssen, so daß sie einander bekräftigen. Hersch geht mehr in das statistische Detail ein, Kaplun-Kogans Darstellung ist umfassender. Beide Werke sind mir bei vorliegender Untersuchung sehr zustatten gekommen.

hochentwickelte westeuropäische Kapitalismus herein. Seine erste Wirkung war die, das Geldbedürfnis des Staates, seine Verschuldung, aber auch seine Steuerlast enorm zu steigern. Mit einem Schlage wurde die Naturalwirtschaft des Bauern in Warenproduktion verwandelt, wodurch unter den gegebenen Verhältnissen sein Betrieb nicht verbessert, sondern durch immer mehr gesteigerten Raubbau ruiniert wurde. Ein stets wachsender Teil der Landbevölkerung wurde in die Städte gedrängt. Schon nach dem Zensus von 1897 gehörten von den 14 300 000 nichtjüdischen Einwohnern der Städte 7 300 000, mehr als die Hälfte, zur Bauernschaft (Hersch, Le juif,. S. 229). Seitdem hat der Zustrom vom Lande in die Städte noch gewaltig zugenommen. Aber dort fand er keine rasch emporwachsende Industrie, die ihn hätte aufnehmen können. Die verkommenden Bauern boten keinen ausreichenden Markt für eine solche Industrie. Die Konkurrenz unter den Handwerkern und den Krämern wuchs. Die Juden wurden so immer mehr bedrängt, ihre nie sehr glänzende Lage gestaltete sich nun immer trostloser. Aber auch die nichtjüdische Bevölkerung litt. Für sie alle wurde der Rahmen der Produktion zu enge. Die Volksmasse war aber zu unwissend, um die Lösung der Schwierigkeiten in der entsprechenden Erweiterung dieses Rahmens zu suchen und herauszufinden, wie die ökonomische Rückständigkeit mit der politischen zusammenhing. Und das Streben nach einer Änderung der Staatsgewalt war auch zu gefährlich. Viel gefahrloser, bequemer und näherliegend war es, sich gegen die Konkurrenz zu wenden, die schutzlosen Juden.

Die Staatsgewalt selbst in ihren verschiedenen Organen kam diesen Tendenzen entgegen. Fühlte sie sich doch durch die Ergebnisse der ökonomischen Umwälzung bedroht, wenn diese auch zunächst nicht in den Volksmassen, sondern nur in der studierenden Jugend eine politische Opposition erzeugte. Die wachsende Unzufriedenheit war unverkennbar, sie mußte von den Spitzen des Staates abgelenkt werden — auch dazu waren die unglückseligen Juden vortrefflich geeignet.

Die antisemitischen Tendenzen von oben und unten wurden noch begünstigt dadurch, daß in Rußland mehr als anderswo die Juden durch ihr massenhaftes Zusammenwohnen jeder Assimilation entgangen waren. Sie unterschieden sich scharf von der übrigen Bevölkerung nicht nur, wie wir schon bemerkt, durch ihre strenge Einhaltung des Ritus, der Speisegebote, der Festtage, durch die Besonderheit ihrer Sprache,[7] sondern vielfach auch noch durch Kleidung und Haartracht. Mehr als anderswo ist in Rußland und den Nachbargebieten der Jude ein Fremder im Volke geblieben. Die Fremdartigkeit wirkt leicht komisch, wo sie nur einen Unterschied anzeigt, nicht mit einem Gegensatz verbunden ist. Wo ein solcher vorhanden, macht sie ihn auffallender und fühlbarer, wirkt sie aufreizend und erbitternd.

So erstand nach einer kurzen liberalen Zeit seit den achtziger Jahren eine Periode des wüstesten und stets wachsenden Antisemitismus, zunehmender Mißhandlungen der Juden durch ihre Umgebung und vermehrter Rechtlosigkeit. Sie sind auf einen Ansiedlungsrayon beschränkt, der

[7] Noch 1897 gaben bei der Volkszählung 5 054 300 Bekenner des jüdischen Glaubens »Jiddisch« als ihre Muttersprache an, nur 161 505 eine andere. Daneben finden wir 8856 Personen nichtjüdischen Glaubens, die Jiddisch als ihre Muttersprache angeben, offenbar getaufte Juden — aber schlecht getaufte. Vergl. Rubinow, Economic condition of the Jews in Russia, S. 488.

nur 4 Prozent der Oberfläche des russischen Reiches umfaßt. Bloß reiche Kaufleute, manche Intellektuelle und manche Handwerksmeister dürfen sich außerhalb seiner Grenzen niederlassen. Innerhalb derselben aber dürfen sie wieder nur in den Städten wohnen. Alle Juden, die sich auf dem Lande niedergelassen hatten, wurden 1882 in die Städte gedrängt, und dabei viele, die sich in der liberalen Ära außerhalb des Rayons gewagt hatten, wieder in ihn zurückgetrieben.

Unter den dort Zusammengedrängten brach eine entsetzliche Notlage aus. Schlimm waren die Pogrome, noch schlimmer die teuflischen Quälereien und Erpressungen der russischen Gewalthaber, aber am verzweifeltsten gestaltete sich die materielle Not.

In dieser grauenhaften Situation finden nur die Tapfersten den Mut, um ein besseres Schicksal zu kämpfen. Von den anderen flieht, wer irgendwie fliehen kann, wer die Mittel zur Auswanderung findet und Aussicht auf Beschäftigung auswärts zu haben glaubt. Die industriellen Arbeiter also eher als die Kleinhändler. Namentlich stark ist die Auswanderung aus den überfüllten Berufen. Nach dem Zensus von 1897 zählte man im Ansiedlungsrayon unter den Schneidern 147 435 erwerbstätige Juden. Von 1899 bis 1910 wanderten im Durchschnitt jährlich 15 396 dieser Branche in die Vereinigten Staaten, also 10,5 Prozent. Dagegen von den 71 856 jüdischen Schustern nur 1960, nur 2,7 Prozent. Die Schneiderei ist noch vorwiegend Hausindustrie für den lokalen Bedarf, in der Schuhmacherei entwickelt sich rasch die Fabrikindustrie, die in ganz Rußland ihren Markt findet (Hersch, S. 240). Am massenhaftesten ist die jüdische Auswanderung nach Amerika. Von 1881 bis 1912 betrug die jüdische Einwanderung in die Vereinigten Staaten 2 258 146 Köpfe, seit 1899 1 246 260. In der Zeit von 1881 bis 1898 wanderten im ganzen 1 011 886 Juden ein, davon 526 122, die Hälfte, aus Rußland. Von 1899 bis 1911 betrug die Gesamtzahl der jüdischen Einwanderer 1 165 665, davon 831 001, also drei Viertel, aus Rußland.

Weit bleibt dahinter die jüdische Wanderung aus Rußland nach den Ländern Westeuropas zurück. Nach einer Aufstellung Ruppins wanderten von 1881 bis 1908 Juden aus:

	Aus Rußland	Aus Österreich	Aus Rumänien	Aus anderen Ländern	Insgesamt
Nach England	150000	10000	20000	10000	190000
- Deutschland . . .	15000	25000	—	—	40000
- Frankreich	30000	10000	—	10000	50000
- Belgien	5000	—	—	5000	10000

Wichtiger wird für Deutschland und Österreich die Binnenwanderung ihrer eigenen östlichen Juden nach dem Westen. Es ist dies ein Teil der allgemeinen Wanderung, die den Kapitalismus kennzeichnet, aus dem Lande in die Stadt, aus agrarischen Distrikten in industrielle, verschärft durch die ökonomischen Verhältnisse der polnischen Landesteile, die auch in Österreich und Deutschland ähnlich, wenn auch nicht in so hohem Maße und unter so brutalen Formen wie in Rußland, einen stets wachsenden Teil der agrarischen Bevölkerung überschüssig machen, die zum Teil in die Städte zieht und die Juden verdrängt, zum Teil ebenso wie diese auswandert.

In der Provinz Posen wurden 1849 noch 76 757 Juden gezählt, 1910 nur noch 26 512! Die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Posen zusammen zählten im Jahre 1871 noch 116 075 Juden, 1910 nur noch 62 355.

Die Richtung der Wanderung geht nach Berlin. Im Stadtkreis Berlin und der Provinz Brandenburg wuchs die jüdische Bevölkerung von 1871 bis 1910 von 47 489 Köpfen auf 151 356.

In gleicher Weise nahm die Zahl der Juden in Wien von 1880 bis 1910 von 73 222 auf 175 318 zu, um 139 Prozent, während die gesamte jüdische Bevölkerung Österreichs im gleichen Zeitraum nur um 30 Prozent wuchs. In Russisch-Polen umfaßte Warschau 1893 13,8 Prozent der jüdischen Bevölkerung Polens (168 677 von 1 224 652 Köpfen), 1909 16,1 Prozent (281 754 von 1 747 655), sie zählte 1910 308 488 Personen. Die jüdische Einwohnerschaft von Lodz hat sich im gleichen Zeitraum verdreifacht, sie wuchs von 37 106 auf 92 558. (Hersch, Le juif, S. 172, 309.) Fast alle jüdischen Auswanderer nach Frankreich sammeln sich in Paris, die nach England in London, die Mehrzahl der Wanderer nach den Vereinigten Staaten bleibt in New York, das eine Million Juden zählt.

Schon diese Konzentration in einigen wenigen Großstädten muß das Judentum immer auffallender hervortreten lassen. Dies wird noch gesteigert dadurch, daß das einwandernde Judentum von seiner neuen Umgebung viel stärker absticht, in ihr viel fremdartiger, als eigenartige Rasse erscheint, als die dort von alters her angesessenen Juden.

Die neue große Wanderbewegung der Juden ist ganz anderer Art als die früheren. Ehedem zogen die Juden in Länder niederer oder doch nicht überlegener Kultur. Jetzt sind es rückständige Judenmassen, die nach höher entwickelten Gegenden abströmen — ebenso wie Irländer, Süditaliener, Polen und Ruthenen oder Chinesen. Wohl sind die polnischen Juden in der Heimat ihrer Umgebung an Bildung überlegen — und das ist auch einer der Gründe, die ihre Assimilierung mit der nichtjüdischen Bevölkerung hinderten. Aber den Westeuropäern und Amerikanern gegenüber erscheinen sie doch auf einer tiefen Stufe.

Die russische Zählung von 1897 verzeichnete unter den männlichen Juden im Alter von mehr als 10 Jahren 33,4 Prozent Analphabeten (des Lesens und Schreibens Unkundige), unter den jüdischen Frauen in diesem Alter sogar 63,4 Prozent! Aber freilich, unter der russischen Gesamtbevölkerung fand man damals unter den mehr als 10 Jahre alten Männern nicht weniger als 61,3 Prozent Analphabeten, und unter den Frauen sogar 83 Prozent!

Die Einwanderer in den Vereinigten Staaten werden auf ihre Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben, geprüft. Hierbei ergaben sich für die Juden bessere Prozentzahlen als bei der russischen Aufnahme von 1897. Das mag zum Teil daher rühren, daß die amerikanischen Zahlen aus späterer Zeit stammen als die russischen (1899 bis 1910), dann daher, daß nur die Erwachsenen gezählt wurden, vielleicht auch daher, daß die Unwissendsten am ehesten zu Hause bleiben. Dafür wurden bei dieser Aufnahme alle Juden gezählt, auch die nichtrussischen. Trotzdem ergab sie eine große Rückständigkeit der Juden gegenüber anderen Völkern. Das zeigt folgende Tabelle, mitgeteilt bei Hersch (Le juif, S. 91):

	Analphabeten unter tausend erwachsenen Einwanderern		Analphabeten unter tausend erwachsenen Einwanderern
Skandinavier	4	Slowaken	240
Schotten	7	**Juden**	**260**
Engländer	11	Griechen	264
Finnländer	13	Rumänen	340
Tschechen	17	Polen	354
Irländer	25	Kroaten und Slowenen	361
Holländer	44	Russen	384
Deutsche[8]	52	Bulgaren und Serben	409
Franzosen	63	Litauer	489
Norditaliener	112	Ruthenen	534
Madjaren	114	Süditaliener	539
Spanier	145	Portugiesen	682

Nur Ost- und Südslawen, Süditaliener und Portugiesen weisen ein höheres Analphabetentum auf als die Masse der auswandernden Juden. Das ist natürlich eine Schande nicht für diese Völker, sondern für ihre Regierungen. Es sind die rückständigsten, orthodoxesten Elemente des Judentums, die jetzt von Osten nach dem hochentwickelten Westen strömen. Die nächste Wirkung davon ist die, daß der Prozeß der Assimilierung der Juden des Westens ins Stocken gerät. Die zweite die, daß der Antisemitismus belebt wird. In doppelter Weise, einmal durch Vermehrung der Konkurrenz für Intellektuelle und Händler, dann aber auch durch Verstärkung des fremdartigen Auftretens des Judentums. Gleichzeitig ändert er jedoch seinen Charakter. Ehedem wendete er sich in erster Linie gegen die kapitalistische Ausbeutung, als deren vornehmster Repräsentant in den Ländern des Antisemitismus der Jude galt. Jetzt ist es immer mehr der proletarische Jude, der arme Student, der arme Hausierer, der Heimarbeiter, der die Gegnerschaft des Antisemiten auf sich zieht. Die Zeiten sind vorbei, wo der Antisemitismus als eine Abart des Sozialismus erschien, als der »Sozialismus des dummen Kerls von Wien«. Heute ist er eine Abart des Kampfes gegen das Proletariat, die feigste und brutalste seiner Abarten, er ist die Sozialistenfresserei des dummen Kerls von Wien geworden.

Gleichzeitig hat sich aber eine Kluft innerhalb der Judenschaft selbst aufgetan: die wohlhabenden und gebildeten, nahezu assimilierten Juden des Westens empfinden den Zustrom ihrer armen, unwissenden »jiddischen« Brüder aus dem Osten vielfach nicht gerade angenehm. Sie tragen ihm nicht selten Gefühle entgegen, die man als Antisemitismus innerhalb des Judentums bezeichnen könnte.

Eines der hervorragendsten Merkmale der Juden war die innige Solidarität gewesen, die in ihren Reihen herrschte; die ewigen Verfolgungen hatten ihren Zusammenhalt gewaltig gestärkt, und seine Stärke war eines der wichtigsten Mittel geworden, sich in den Verfolgungen zu behaupten. Er soll auch ein Rassenmerkmal der Juden darstellen, ist aber, wie die anderen ihrer angeblichen geistigen Rassenmerkmale, nur ein Produkt ihrer Lebensbedingungen.

Sobald diese sich ändern, wechselt auch das »Rassenmerkmal«. Das Solidaritätsgefühl der westlichen Juden hat bereits eine bedeutende Schwächung

[8] Nicht bloß aus dem Deutschen Reich stammende, sondern auch Österreicher.

erfahren, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb, weil der gesellschaftliche Antisemitismus im Westen, in Berlin, in Paris, in London, in New York und namentlich in Wien wächst. Bei den kapitalistischen Juden, die zu einer herrschenden Position in der bestehenden Gesellschaft aufgestiegen sind, macht sich das jüdische Solidaritätsgefühl nur noch selten geltend, und immer mehr nur noch in der Form der Wohltätigkeit. Diese kann bei ihrem wachsenden Reichtum große Dimensionen annehmen. Aber sie gilt nur dem bettelnden, nicht dem kämpfenden jüdischen Proletarier.

Dem kampffähigen Teile des osteuropäischen Judentums gegenüber versagt vollständig die jüdische Solidarität. Und der tückischste Gegner dieser jüdischen Schicht wird der Bundesgenosse der reichen Juden Westeuropas, den sie mit allen Mitteln zu unterstützen suchen.

Die alten Juden sahen in Haman, dem Reichskanzler des Königs Ahasveros, dem Urbild der Pogromerreger, den Feind, der an einem fünfzig Fuß hohen Galgen zu henken sei. Der heutige Zarismus mißhandelt das jüdische Volk weit grausamer, als es jemals irgendein Haman getan, aber die kapitalistischen Juden wünschen ihm nicht den Untergang, sondern sie unterstützen ihn tatkräftig durch die Anleihen, die sie ihm gewähren und die ihm sein Leben immer wieder verlängern. Denn Mordechai ist ein armer Schneider geworden, und Esther wird nicht zur Königin erhoben, sondern in ein argentinisches Bordell verschleppt.

Gerade in der Zeit, in der die Theorie der reinen Rassen aufkommt und das Judentum zum Muster einer reinen, geschlossenen Rasse erhoben wird, fängt es an, durch den Klassengegensatz, der hier zusammenfällt mit einem kulturellen Gegensatz, aufs tiefste gespalten zu werden. Der Gegensatz zwischen kapitalistischem und proletarischem Judentum verleiht den Wanderungen der Juden heute einen ganz anderen Charakter und ganz andere Wirkungen als ehedem. Kaplun-Kogan hat den Unterschied im Charakter dieser Wanderungen sehr gut dargelegt, aber ihre Wirkungen hat er nicht ganz glücklich dahin unterschieden, daß sie ehedem Träger des wirtschaftlichen Fortschritts waren und heute Träger des wirtschaftlichen Rückschritts sind. (S. 58, 147.)

Der »wirtschaftliche Fortschritt«, das heißt der Fortschritt des Kapitalismus, bedarf nicht nur der Produktionsmittel, sondern auch der Proletarier. Erst ihre Anwendung durch diese verwandelt jene in Kapital. Ohne den gewaltigen Zustrom von Proletariermassen aus Europa hätte der amerikanische Kapitalismus in den letzten Jahrzehnten nicht seinen erstaunlichen Aufschwung nehmen können. Alle die Proletarier, die aus einem Milieu ökonomischer Hemmung in ein Milieu zogen, das dem Fortschritt günstig war, und sich ihm dort zur Verfügung stellten, sind dadurch Träger des wirtschaftlichen Fortschritts geworden. Das sind sie zunächst unbewußt, sie werden es aber bald bewußt, indem die Wanderung sie kampffähiger macht. Und trotz ihres, bei der zaristischen Barbarei unvermeidlichen starken Analphabetentums sind sie als städtische Bevölkerung den anderen Einwanderern in die Vereinigten Staaten, die aus den rückständigsten agrarischen Gebieten stammen, an rascher Auffassung und theoretischem Sinne weit überlegen.

Die jüdische Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten zählt mit zu den energischsten Pionieren des sozialen Fortschritts.

9. Der Zionismus.

Die gewaltige Umwälzung in den Verhältnissen Rußlands hat auch das jüdische Denken nicht unberührt gelassen und die verschiedensten Bestrebungen der russischen Juden wachgerufen, sich ihrer Feinde zu erwehren und aus ihrer verzweifelten Lage herauszukommen.

Soweit sie nicht auf bloßes Davonlaufen, auf die Auswanderung hinzielen, bestehen sie in dem Bestreben, die Kräfte des Judentums zu vermehren durch Solidarität: entweder durch die proletarische Solidarität, durch die Vereinigung der jüdischen mit den nichtjüdischen Proletariern, oder durch die jüdische Solidarität, durch die Vereinigung der Kräfte der Juden aller Länder mit denen der russischen Juden.

Die Bestrebungen nach Einfügung des jüdischen Proletariats in den Klassenkampf des gesamten russischen Proletariats haben ihren sichtbaren Ausdruck gefunden im jüdischen Arbeiterbund. Über dessen kraftvolles Wirken wurde schon mehrfach in der »Neuen Zeit« gehandelt, ich habe dem dort Ausgeführten nichts hinzuzufügen.

Die andere Tendenz gipfelt im Zionismus.

Seit der russischen Revolution ist eine Richtung aufgekommen, die Zionismus und Sozialismus miteinander verbinden will. Diese brauchen wir hier ebenfalls nicht zu erörtern. Mit unserer allgemeinen Betrachtung des Zionismus wird auch seine sozialistische Seite ihre Erledigung finden.

Literarisch ist der Zionismus in Westeuropa entsprungen, aber einem Bedürfnis entspricht er bloß bei den Juden Rußlands und daneben noch Rumäniens, für die das oben von den russischen Juden Gesagte mit geringen Abweichungen ebenfalls gilt.

Dem proletarischen Klassenkampf mit sozialistischer Zuspitzung sind am ehesten zugänglich die Lohnarbeiter der modernen, der großen Industrie. Gerade sie sind unter den jüdischen Proletariern nicht stark vertreten. Vielmehr die Arbeiter rückständiger Betriebsformen, Alleinmeister, Heimarbeiter — die jüdischen Emigranten in England und Amerika wenden sich vorwiegend der Hausindustrie zu. Daneben gibt es zahllose Kleinhändler und Existenzen, die von der Hand in den Mund von dem leben, was gerade kommt, Luftmenschen, wie sie Nordau nennt, Existenzen an der Grenze des Lumpenproletariats. Alle diese Elemente sind unter sonst gleichen Umständen schwerer zu organisieren und schwerer zum Kämpfen zu bringen als die Arbeiter der Großindustrie, die durch deren Mechanismus schon vereinigt und zu gemeinsamem Wirken geschult werden.

Dazu kommt bei vielen Juden in Rußland ein Mißtrauen gegen sein nichtjüdisches Proletariat: Mißtrauen zum Teil in seine Kraft, zum Teil in seine Ziele. Die einen zweifeln daran, daß es ihm gelingen wird, den Zarismus niederzuwerfen. Andere fürchten, ein siegreiches Proletariat werde die Juden nicht weniger mißhandeln wie die heutigen »echtrussischen« Leute.

Zu alledem kam, daß die revolutionäre Bewegung zunächst die Verfolgungen der Juden durch die Reaktion steigerte. In der russischen revolutionären Intelligenz hat die jüdische eine hervorragende Rolle gespielt — sie fiel der antisemitischen Reaktion besonders in die Augen, für sie wurde das gesamte Judentum verantwortlich gemacht als eine von Natur aus rebellische Rasse. So gesellten sich zu den ökonomischen Motiven noch politische der Gegenrevolution, um die Qualen der Juden zu steigern.

Alle diese Umstände bewirkten, daß die Parole der Solidarität der Proletarier aller Nationen und Bekenntnisse nur für einen Teil der jüdischen Proletarier zum leitenden Grundsatz wurde. Für die anderen erstand an Stelle der Parole der proletarischen Solidarität die der nationalen Solidarität des Judentums.

Wer kampfesmüde wurde oder sich kampfunfähig fühlte und doch noch zuviel Energie in sich hatte, um willenlos unterzugehen, der flüchtete ins Ausland. Aber erwartete ihn dort eine gründliche Besserung seiner Lage? Wo immer der Jude hinkommt, das heißt der russische, von Assimilierung noch weit entfernte Jude hinkommt, überall ist er Fremder unter Fremden. Und nirgends auch nur der Duldung sicher. Die amerikanischen Arbeiter, die Chinesen und Japaner verjagen, farbige Arbeiter von ihren Organisationen fernhalten, ihnen ist es zuzutrauen, daß sie sich eines schönen Tages auch gegen die jüdische Einwanderung wenden. Ansätze dazu sind schon gemacht worden. Sicher vor Bedrückung ist der Jude nur in einem Staatswesen, in dem er nicht als Fremder existiert, in einem Staatswesen seiner Nationalität. Nur in einem eigenen jüdischen Staate ist die Emanzipation des Judentums möglich.

Dies der leitende Gedanke des Zionismus. Er verdrängt in den letzten Jahren auch in Kreisen des westeuropäischen Judentums den Gedanken der Assimilation durch Gleichberechtigung innerhalb der bestehenden Staaten, der bisher das Judentum beherrschte. Er gerät in einen steigenden Gegensatz zu diesem Gedanken, denn je mehr die Assimilierung fortschreitet, desto mehr verliert das nationale Judentum an Kraft. Also möglichste Absonderung der Juden von den Nichtjuden.

In diesem Streben begegnet sich der Zionismus mit dem Antisemitismus wie nicht minder darin, daß sein Ziel dahin geht, die gesamte Judenschaft aus den heutigen Staaten zu entfernen.

So sehr fühlt sich der Zionismus darin einig mit dem Antisemitismus, daß es Zionisten gab, die vom Chef der echtrussischen Leute, vom Brennpunkt des Antisemitismus der Welt, vom russischen Zaren, eine gnädige Förderung ihrer Ziele erhofften.

Das Bedürfnis für die Ziele der zionistischen Bestrebungen liegt klar zutage. Darin liegt ihre Kraft. Aber das Bedürfnis erklärt bloß die Bestrebungen, es sagt nichts über ihre Aussichten. Ihre Erfolge hängen von anderen Faktoren ab.

In der zivilisierten Welt sind alle Gebiete besetzt, findet sich kein Raum mehr für ein jüdisches Staatswesen. Nur außerhalb ihres Bereiches und auch da nur unter der Oberherrschaft und Obervormundschaft einer nichtjüdischen Staatsgewalt ist noch ein jüdisches Gemeinwesen denkbar. Eine Zeitlang dachte man an eine Kolonisierung in Ostafrika unter englischer Oberhoheit, schließlich ist man aber immer wieder auf Palästina zurückgekommen, wo das jüdische Gemeinwesen unter dem Patronat des Sultans erstehen soll.

Aber merkwürdigerweise: Es gab dort schon einmal einen jüdischen Staat, der von Juden, die im Exil lebten, unter nichtjüdischem Schutze begründet wurde. Aber auch damals schon, vor mehr als 2000 Jahren, bildete er keinen großen Anziehungspunkt für die Juden in der Diaspora (der Zerstreuung). Sie blieben in der Mehrzahl in Babylon, in Damaskus, in Alexandrien, in Rom und wo sie sonst sein mochten. Nur ein Teil siedelte sich in

Jerusalem an. Die meisten begnügten sich damit, gelegentlich eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt zu unternehmen. Sie kamen als Fremde unter Fremden besser fort als im nationalen Staat.

Daran hat sich seither nichts geändert. Gewiß, die Lage der russischen und rumänischen Juden ist eine verzweifelte, sie ist unerträglich. Aber die Frage ist nicht die, ob sie in Palästina besser leben würden als heute in Rußland, sondern ob die Gründung eines jüdischen Gemeinwesens dort ihnen bessere Aussichten bietet, als die russische Revolution oder auch nur die Auswanderung nach England oder Amerika. Ja, man kann die Frage sogar dahin stellen, ob alle die Juden, die heute in Rußland, wenn auch in qualvollster Weise leben, in Palästina überhaupt eine Existenz finden könnten.

Eine der Bedingungen eines Staatswesens, das auf eigenen Füßen stehen soll, besteht darin, daß es über alle die Klassen verfügt, die unter der heutigen Arbeitsteilung für seinen Produktionsprozeß erforderlich sind. Dieser Prozeß beruht auf ständigem Austausch zwischen Stadt und Land. Ohne Landwirtschaft ist ein Staat nicht möglich. Woher soll sie im neuen Zion kommen?

Sicher ist es ein Unsinn, wenn man behauptet, die jüdische Rasse sei von Natur aus unfähig zur Landwirtschaft. Zu jener Zeit, wo man eher noch als heute hätte von einer jüdischen Rasse reden können, in der Zeit vor dem babylonischen Exil, waren die Israeliten wie jedes andere Volk des Altertums überwiegend Landwirte. Auch heute sind hin und wieder Versuche gelungen, aus Juden Bauern zu machen. Wenn solche Versuche nie ausgedehnt und fortgesetzt wurden, liegt das nicht daran, weil die Juden Juden, sondern weil sie *Städter* sind. So leicht aber der Weg vom Land in die Stadt, so schwer der umgekehrte Weg, wenn er nicht zu bloßer Naturschwärmerei und Sport, sondern zu schwerer Erwerbsarbeit führen soll. Man zeige die »indogermanischen« Städter, die auf das Land hinausziehen, um als Bauern oder Landarbeiter ihr Brot zu verdienen! Man wird keine finden. In der heutigen Gesellschaft geht die ländliche Erwerbsarbeit unter Bedingungen vor sich, die für den Städter unerträglich sind. Wir bedürfen dringend, aus hygienischen wie aus ökonomischen Gründen, einer Umkehrung der heutigen Landflucht. Aber ihre Bedingungen können nur in einer sozialistischen Gesellschaft geschaffen werden.

Selbst Herzl erkannte das. Er meinte:

> Wer die Juden zu Ackerbauern machen will, der ist in einem wunderlichen Irrtum begriffen. (Der Judenstaat. Leipzig 1896. S. 23.)

Wohl erkannte er die Notwendigkeit der Landwirtschaft für den Judenstaat an, aber um eine jüdische Landwirtschaft möglich zu machen, schlug er eine ganze Utopie vor.

Wir aber wissen, daß die Überwindung der heutigen Produktionsweise durch eine höhere nur von dort ausgehen kann, wo der Kapitalismus aufs höchste entwickelt ist. Die Zeiten sind vorbei, wo wir in der Wildnis sozialistische Kolonien zu gründen suchten.

Der industrielle Kapitalismus ist die Vorbedingung des Sozialismus. Mag man den Judenstaat in kapitalistischer oder in sozialistischer Weise einrichten wollen, ein kapitalistischer Ausgangspunkt ist unerläßlich. Und hier kommen wir zur zweiten Schwierigkeit.

Wie soll sich in Palästina eine starke Industrie entwickeln? Ein großer innerer Markt fehlt. Die neue Industrie müßte von vornherein für den Export arbeiten. Aber auch im Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt behauptet sich eine Industrie unter sonst gleichen Umständen um so besser, je ausgedehnter und aufnahmefähiger ihr innerer Markt, der ihre sicherste Basis bildet. Es müssen schon sehr günstige Verhältnisse zusammentreffen, soll eine Industrie ohne inneren Markt zur Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt gelangen. In Palästina sind im Gegenteil die Bedingungen für die Industrie so ungünstig wie möglich: keine Kohle, keine Rohstoffe, weder Erze, noch Textilstoffe, noch Holz; wenig Lebensmittel, deren Preise bei wachsender Einwanderung sofort steigen; keine Transportwege, kein schiffbarer Fluß, kein guter Hafen, keine Straßen, keine Eisenbahn von Belang — die kleine Linie Jaffa—Jerusalem wie die Hedschasbahn, die mit Jerusalem verbunden werden soll, sind bloße Touristen- und Pilgerbahnen ohne erheblichen Frachtverkehr.

Die Bedingungen der Türkei haben sich bisher einem industriellen Aufschwung nicht sehr günstig erwiesen. Nirgends aber sind sie trostloser als in Palästina.

Auf biblische Erinnerungen kann man eine Industrie nicht begründen. Anderes ist aber dort nicht zu holen. Das profitsuchende Kapital, jüdisches wie anderes, weicht denn auch dem »Heiligen Lande« scheu aus, so gierig es sonst in alle Lande dringt, in denen irgendeine Aussicht auf Gewinn lockt.

Dem zionistischen Zukunftstaat in Palästina ist es daher bisher nicht gelungen, irgendeinen nennenswerten Schritt vorwärts zu machen. Nach Ruppin wanderten in der Zeit von 1881 bis 1908 2 Millionen Juden aus Rußland, Österreich, Rumänien aus, davon 1 600 000 nach Amerika, fast 300 000 nach Westeuropa und 26 000 nach Palästina!

Wir haben bereits die Arbeit Nawratzkis über die Kolonisation Palästinas erwähnt, eine fleißige und ausführliche Arbeit, die den Stoff mit großer Liebe behandelt. Aber ein kritischer Leser wird ihm nicht jene optimistischen Erwartungen abgewinnen, denen sich der Verfasser hingibt.

Ungeheure Summen sind von jüdischen Wohltätern zur Kolonisation Palästinas aufgewendet worden.

> Durch die Gründung der Rothschildschen Kolonien wurden sehr große Summen, man schätzt sie auf zirka 50 Millionen Franken, allein von diesem Philanthropen im Lande investiert. (Nawratzki, S. 495.)

Der Jüdischen Kolonisationsgesellschaft (Jewish colonisation Association) wurde vom Baron Hirsch ein Kapital von 160 Millionen Mark gestiftet (S. 100), das zum größten Teil der Förderung der Kolonisierung Palästinas zugewendet wird. Daneben gehen noch ununterbrochen aus zahlreichen anderen Sammlungen und Stiftungen Gelder nach Palästina:

> Jedenfalls dürfte eine ungefähre Schätzung aller für die genannten Zwecke jährlich nach Palästina fließenden Summen wohl auf mindestens 10 Millionen Franken zu veranschlagen sein. (S. 109.)

Und was ist in den drei Jahrzehnten kolonisatorischer Bestrebungen in Palästina mit den enormen Geldmitteln geleistet worden? Man versuchte eine jüdische Landwirtschaft zu begründen.

Am Ende des Jahres 1912 war inklusive der neu angesiedelten Jemeniten und der Landarbeiter in den Kolonien und Siedlungen eine ländliche Bevölkerung von zirka 10 000 Seelen vorhanden. (S. 349.)

Das ist gegenüber der jüdischen Gesamtauswanderung ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Die Erfahrungen, die man bei der Kolonisation machte, führten zu folgendem Ergebnis:

Die Kosten für Bauernstellen »sind verhältnismäßig hoch und dürften im Durchschnitt zwischen 12 000 und 18 000 Franken pro Familie schwanken. Die Erfordernisse, die man an eine Kolonistenfamilie stellen muß, sind: genügend landwirtschaftliche Kenntnisse und Geldmittel, um ein Achtel bis ein Viertel der Anzahlung zu leisten und außerdem für die ersten Jahre Betriebskapital übrigzubehalten«. (S. 360.)

Wo derartige vermögende und erfahrene jüdische Bauern herkommen sollen, wird uns nicht verraten. Ein Weg zur Emanzipation der jüdischen Proletarier Rußlands ist das nicht.

Aber daneben gibt es auch jüdische landwirtschaftliche Großbetriebe, die ganz gut gedeihen. Die jüdischen kapitalistischen Landwirte haben jedoch ein Haar in der Anwendung jüdischer Proletarier aus Rußland als Landarbeiter gefunden: diese sind anspruchsvoller und unbequemer als die Araber. Und so haben die jüdischen Patrioten ihre jüdischen Arbeiter durch arabische ersetzt, wie deutsche Patrioten deutsche Arbeiter durch Italiener und Polen ersetzen. Da aber dies den Zwecken der jüdischen Kolonisation widerstreitet und doch Juden als Landarbeiter ausgebeutet werden sollen, hat man sich dadurch geholfen, daß man Juden aus Jemen (Arabien) importiert. Diese stehen auf einer ebenso tiefen Kulturstufe wie die Araber, unter denen sie leben, sind außerhalb jedes Zusammenhanges mit ihren europäischen Glaubensgenossen und haben an den Problemen des europäischen Judentums nicht den geringsten Anteil. Aber sie sind willig und billig. Und so lösen sie die Frage der jüdischen Kolonisation Palästinas.

Es dürften in den letzten zehn Jahren zirka 6000 Jemeniten nach Palästina eingewandert sein. (Nawratzki, S. 441.)

Das ist sicher sehr erfreulich für den Geldbeutel der kapitalistischen jüdischen Kolonisten, besiegelt jedoch den Bankrott der Politik, die jüdischen Proletarier Rußlands zum Landbau in Palästina zurückzuführen.

Und die jüdische nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung Palästinas? Sie ist in der Mehrzahl in trauriger Lage. Sie lebt vielfach von irgendeiner Form des Bettels. Nicht Straßenbettel, sondern Beziehung von Unterstützung durch wohltätige Anstalten, die von Juden aller Länder gespeist werden. Sie kann gar nicht anders:

Die Industrie ist in Palästina bisher ohne Bedeutung. (Nawratzki, S. 403.)

Die Höhe der Löhne kann man daraus entnehmen, daß jüdische Landarbeiter zu teuer kommen, die 1,15 bis 2 Franken pro Tag verlangen. Die Araber sind um 1,10 Franken zu haben. Man versucht, eine Spitzenindustrie einzubürgern, »eine bessere Arbeiterin verdient bis 1 Franken täglich«! Dabei sind die Lebensmittelpreise hoch. Die Arbeiter in der Kolonie Rechoboth mußten von 1907 bis 1910 durchschnittlich zirka 45 Franken monatlich bloß für das Essen zahlen.

Kein Wunder, daß die Einwanderung nach Palästina gering ist und einen großen Prozentsatz alte Leute bilden, die nicht kommen, um zu arbeiten, sondern um von der Wohltätigkeit oder von ihren Renten zu leben und ihren Lebensabend im Lande der Väter zu beschließen. Von den jungen Einwanderern sucht dagegen ein großer Teil wieder das Weite.

Von den 1979 jüdischen Auswanderern, die 1910 über Odessa nach Palästina zogen, waren 606, also 30 Prozent, über 50 Jahre alt.

Nach Angaben aus Jaffa landeten dort 1912, abgesehen von 350 Jemeniten und 190 Bucharer Juden, 2280 osteuropäische Juden (Aschkenasier), davon nur 30 Prozent unter 30 Jahre alt. Gleichzeitig wanderten 1316 aus, davon 60 Prozent im Alter von unter 30 Jahren. (Nawratzki, S. 444.) Berechnen wir aus den Prozentzahlen die absoluten Zahlen, die Nawratzki nicht gibt, dann wanderten dort im selben Jahre 684 junge Juden ein und 790 aus.

Von den j u n g e n Juden wanderten also mehr aus als ein. Trotz Sombarts Wüstentheorie zieht es den Juden wie jeden modernen Menschen in die Großstadt und nicht in die Wüste, wenn er seinen Lebensunterhalt sucht.

Der Zionismus wollte einmal eine Bewegung jüdischer Proletariermassen werden, er wird immer mehr ein bloßer Sport jüdischer Philanthropen und Literaten. Noch weniger als der Antisemitismus kann sein jüdischer Widerpart je zu großen praktischen Resultaten kommen, dazu stehen seine Ziele zu sehr im Gegensatz zu den gegebenen materiellen Bedingungen. Er wird stets nur viel Geschrei machen können und wenig Wolle produzieren. Aber ebenso wie der Antisemitismus aus starken materiellen Bedürfnissen geboren, kann er gleich ihm trotz seiner geringen Wolle noch lange recht viel Geschrei erheben und als Literatenbewegung auch gewisse Rückwirkungen auf manche wissenschaftliche Kreise, sowohl der ökonomischen wie der Naturwissenschaften ausüben. Er liefert in der Tat einige der eifrigsten Verfechter der anthropologisch-soziologischen Rassentheorien.

Je mehr für den Zionismus die ökonomische Grundlegung versagt, desto mehr muß der so bequeme Begriff der Rasse aushelfen. Der Zionismus soll nicht mehr der wirtschaftlichen oder politischen Not der Juden abhelfen, sondern die jüdische Rasse rein erhalten.

»Das Getto«, sagt Zollschan (Rassenprobleme, S. 469), »zeigt sich nach wie vor als das beste Mittel zur Konservierung des Judentums und zur Abschließung fremder Einflüsse.«

Da aber die vielen einzelnen Gettos die Juden nicht schützen können, müssen diese konzentriert werden in einem großen zentralen Getto. Palästina als Weltgetto zur Absonderung der jüdischen Rasse von den anderen Rassen, das ist das Ziel des Zionismus geworden.

Zollschan weist mit Recht darauf hin, daß die Zusammendrängung der Juden eine Ursache ihrer wirtschaftlichen Notlage ist:

Solange die Juden, wie heute fast durchaus, nur e i n e m Beruf und nicht der Urproduktion angehören, da sind sie bei großen Anhäufungen auch in kultivierten Gegenden einander im Wege, da müssen sie in schlechtsituierten Gegenden in Not verkommen. Die Zerstreuung und Zerbröckelung des jüdischen Volkes scheint das einzige Hilfsmittel gegen seine wirtschaftliche Not.... I n d e r T a t g e h t e s d e n J u d e n d o r t, w o s i e n u r i n k l e i n e n G r u p p e n z e r s t r e u t s i n d, w i r t s c h a f t l i c h ü b e r a l l b e s s e r. (S. 464, 465.)

Aber, aber: dadurch wird ihre Assimilierung befördert, und die muß um jeden Preis verhindert werden. Deshalb Konzentration aller Juden auf einen Punkt. Ob es möglich ist, ob nicht dadurch die Not der Juden aufs höchste gesteigert wird, das kümmert Zollschan nicht. Er weiß einen zwingenden Grund für die Errichtung seines Weltgettos: die Rasse muß rein erhalten werden, denn »die reine Rasse hat den höheren Kulturwert«.

Den Beweis dafür liefert niemand anders als Chamberlain:

Das Buch Chamberlains »Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts« wurde mit einer Vehemenz bekämpft, wie nur wenig andere Werke, und zwar in der Mehrzahl der Fälle mit gutem Grunde. Der Angelpunkt, der Kern seines Systems aber, nämlich der Hinweis auf die veredelnden Wirkungen der Rassenreinheit und auf die verheerenden Wirkungen des Rassenchaos ist unzweifelhaft gut.... Nicht aus Rassentum zur Rassenlosigkeit, sagt Chamberlain richtig, ist der normale Entwicklungsgang, sondern aus der politisch entstandenen Rassenlosigkeit zu immer schärferer Ausprägung der Rasse, deren Quintessenz das Genie, der Held ist....

Chamberlain schreibt, er kümmere sich wenig um die anthropologischen Einteilungen. »Unter Rasse verstehe ich jene Steigerung bestimmter wesentlicher Charaktere und der allgemeinen Leistungsfähigkeit, jenes Hinaufschrauben des ganzen Wesens, welches unter ganz bestimmten Bedingungen der Auswahl, der Vermischung, der Inzucht — aber nur unter diesen ganz bestimmten Bedingungen, dann aber ausnahmslos, das heißt also mit der Sicherheit eines Naturgesetzes erzielt wird....«

Bei dem Bastard können sich die individuellen Fähigkeiten steigern, während die generellen, »instinktiven« Fähigkeiten (Charaktere) schwinden; gerade die letzteren bilden das potentielle Moment, dem alles Große entstammt.

Bei Kreuzung zwischen Angehörigen weit entfernter Rassen geht in den Nachkommen, obwohl dieselben bezüglich der individuellen Anlagen oft gut ausgestattet sind, der konstitutionelle Typus verloren....

Zweifellos ist die Kraft der Vererbung in den reinen Rassen um vieles bedeutender. Es ist gewiß, daß in den glücklich bastardierten Rassen die kinetische und in den reinen Inzuchtrassen die potentielle Kulturenergie stets vorherrschen wird, daß aber nur die letztere der Mutterboden ist, aus dem die ingeniöse Schöpferkraft wie künstlerisches und moralisches Genie emporwachsen.

In diesem Unterschied zwischen Inzuchts- und Mischlingsvölkern erkennen wir den Wert der Rassenreinheit. (S. 264 bis 270.)

In dieser antisemitisch-zionistischen Bastardierung der Chamberlain-Zollschanschen Rassenreinheit erkennen wir nichts als einen sinnlosen Wortschwall, in dem nur eines klar zutage tritt, das Absehen von aller Anthropologie. Die Rasse, die sich aus der Rassenlosigkeit immer schärfer ausprägt, deren Quintessenz das Genie, der Held ist, die nichts darstellt als ein Hinaufschrauben des ganzen Wesens, in der die potentielle Kulturenergie stets vorherrschen wird — das ist in Wirklichkeit ein »Rassenchaos«, das sich auf nichts stützt als auf den energischen Gebrauch der Wörter »unzweifelhaft«, »zweifellos«, »gewiß«, die um so bestimmter vorgetragen werden, je mehr alle Bestimmtheit der Begriffe dabei verschwindet.

Das lustigste dabei ist, daß Zollschan im Anfang seines Buches selbst das »Edelrassentum der modernen Germanen wie Gobineau, Richard Wagner und Chamberlain« ablehnt (S. 32), und zwar mit gutem Grund, denn:

Chamberlain stellte fest, daß die Juden der Kreuzung dreier, einander ganz heterogener Rassen ihre Entstehung verdanken: der Semiten, der Hethiter, der

Amoriter.... Die Kreuzung zwischen Semiten, Hethitern und Amoritern bezeichnet Chamberlain geradezu als »Blutschande« und sieht in den Schicksalen und in der geistigen Unfruchtbarkeit der durch diese Kreuzung entstandenen jüdischen Nation ein Verhängnis, das mit naturnotwendiger Sicherheit eintreten mußte und dem die Rasse auch nie mehr werde entrinnen können. (Zollschan, S. 152, 153.)

Und dieser gleiche Chamberlain wird zur ehernen Basis für den Rassentheoretiker des Zionismus!

Das erscheint absurd und ist doch sehr einfach: Man braucht bloß nachzuweisen, daß die Juden eine große geistige Leistungsfähigkeit, viel Genie aufweisen, wie sie nach Chamberlain nur die reine Rasse entwickelt. Dann folgt daraus von selbst, daß sie eine reine Rasse sind, und es wäre eine Sünde gegen den heiligen Geist der Geschichte, wollte man ihre Reinheit durch Vermischung mit anderen Rassen beflecken, sie bastardieren. Also hinein in das zionistische Weltgetto mit den Juden!

Leider genügt dieser subtile Gedankengang nicht, die Tatsache zu widerlegen, daß die Juden ein Mischvolk sind, allerdings nicht sie allein, sie sind es, wie jedes andere Kulturvolk auch. Wenn nur »reine Rassen« der Mutterboden sind, aus dem die »ingeniöse Schöpferkraft und künstlerisches und moralisches Genie emporwachsen«, wenn bei bastardierten Völkern derartiges nicht zu finden ist, dann müssen wir sehr nahe an den Affenmenschen zurückgehen, um die letzten Reste dieser »generellen« Fähigkeiten zu finden. Bei den Kulturvölkern müssen sie längst ausgestorben sein, denn deren »Bastardierung« steht einmal »zweifellos« fest.

10. Rassenmischung.

Es ist allerdings eine weitverbreitete Anschauung, daß »Mischlingsrassen meist nur die Fehler und Laster ihrer Erzeuger, aber nicht deren gute Seiten ausbilden«, und Zollschan gibt ohne weiteres diese Anschauung als »heute feststehend« an (S. 264). Aber sie ist in Wirklichkeit ebensowenig feststehend als die anderen »zweifellosen« Wahrheiten, auf die sich Zollschan beruft.

Wir haben gesehen, daß der Begriff der »reinen« Rasse der Welt der Haustiere entnommen ist. Er wird gegenstandslos für die Varietäten, die geographischen Rassen der wilden Tiere und auch für die Rassen der Menschen, soweit sie geographischer Natur. Die ganze Wissenschaft unserer Rassentheoretiker und der »geschärfte Blick unserer Zeit für das Blutsmäßige« beruht jedoch darauf, daß diese verschiedenen Rassenbegriffe immer durcheinandergeworfen werden. Es ist das Verdienst Chamberlains, uns diesen Unsinn besonders klar vor Augen zu führen. Immer wieder setzt er die Erfahrungen der Geschichte den Erfahrungen der künstlichen Züchtung gleich:

Was jedes Rennpferd, jeder rein gezüchtete Fuchsterrier, jedes Kotschinchinahuhn uns lehrt, das lehrt uns die Geschichte unseres eigenen Geschlechtes mit beredter Zunge! (Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, I, S. 272.)

Dafür sei das hellenische Volk ein Beispiel.

Früher schon bemerkt er (S. 264 ff), daß vielleicht über keine »Frage selbst bei hochgebildeten, ja gelehrten Männern eine so mitternächtige Unwissenheit herrscht wie über das Wesen und die Bedeutung des

Begriffes ‚Rasse'«. Er wendet sich dann gegen Virchow, der Rechtsgleichheit für die verschiedenen Rassen forderte und an Stelle des Kultus der Rasse den Kultus der Persönlichkeit setzen wollte.

Als ob die gesamte Geschichte nicht da wäre, um uns zu zeigen, wie Persönlichkeit und Rasse auf das engste zusammenhängen, wie die Art der Persönlichkeit durch die Art ihrer Rasse bestimmt wird und die Macht der Persönlichkeit an gewisse Bedingungen ihres Blutes geknüpft ist! Und als ob die wissenschaftliche Tier- und Pflanzenzüchtung uns nicht ein ungeheuer reiches und zuverlässiges Material böte, an dem wir sowohl die Bedingungen wie auch die Bedeutung von »Rasse« kennen lernen. Entstehen die sogenannten (und mit Recht so genannten) »edlen« Tierrassen, die Zugpferde vom Limousin, die amerikanischen Traber, die irischen Renner, die absolut zuverlässigen Jagdhunde durch Zufall und Promiskuität (unterschiedslose Vermischung)? Entstehen sie, indem man den Tieren Rechtsgleichheit gewährt, ihnen dasselbe Futter vorwirft und über sie die nämliche Rute schwingt? Nein, sie entstehen durch geschlechtliche (sic!) Zuchtwahl und durch strenge Reinhaltung der Rasse.... Andauernde Promiskuität unter zwei hervorragenden Tierrassen führt ausnahmslos zur Vernichtung der hervorragenden Merkmale von beiden! Warum sollte die Menschheit eine Ausnahme bilden?

Diese Frage kann bloß Leute in Verlegenheit bringen, deren »mitternächtige Unwissenheit« so groß ist, daß sie zwischen Haustierrassen und anderen Rassen nicht zu unterscheiden wissen und glauben, die Gesetze des Zuchtstalles seien die allgemeinen Gesetze der Natur und der menschlichen Geschichte; Leute, die da vermeinen, die »Rasse« der Hellenen und die der Kotschinchinahühner seien auf gleiche Weise entstanden.

Von den letzteren ist es unzweifelhaft richtig, daß »andauernde Promiskuität« mit einer anderen Rasse beide Rassen »verschlechtert«. Der Organismus des Haustiers ist nicht bloßer Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Seine Leistungsfähigkeit und Güte wird nicht danach bemessen, was der Organismus zu seiner eigenen Erhaltung und Fortpflanzung, sondern was er für jenen besonderen Zweck der Menschen zu leisten vermag, für den er gezüchtet worden. Seine Leistungsfähigkeit in dieser Beziehung steigt mit seiner Spezialisierung, mit der wachsenden Einseitigkeit bestimmter Organe. Die Einseitigkeit wird vermindert, wenn die hochgezüchtete Rasse mit einer anderen gekreuzt wird, die Einseitigkeiten ganz anderer Art aufweist. Damit wird der besondere Wert, den jede der beiden Rassen für den Menschen hat, leicht verringert, die reine Rasse wird insofern verschlechtert.

Bei den Tieren, die nicht Haustiere sind, wird aber die Leistungsfähigkeit ganz anders bemessen als bei diesen. Nicht die Leistungsfähigkeit für fremde Zwecke, sondern die für die Zwecke der Erhaltung des eigenen Organismus und seiner Nachkommenschaft kommt hier in Betracht. Bei reinen Rassen, das heißt solchen Rassen, deren Leistungsfähigkeit für einen bestimmten Zweck der Menschen durch Einseitigkeit gesteigert ist, wird die Leistungsfähigkeit für die Zwecke des eigenen Organismus leicht wachsen, wenn die Rasse mit einer anderen gekreuzt und ihre Einseitigkeit dadurch gemindert wird.

In der Tat schreiten nicht selten Züchter sogar zur Kreuzung »reiner« Rassen, entweder, um neue Rassencharaktere zu erzielen, oder um einer überverfeinerten, kraftlosen Rasse durch die Kreuzung vermehrte Kraft und Widerstandsfähigkeit einzuflößen.

Die Möglichkeit einer derartigen Verbesserung der Rasse durch Kreuzung erkennt auch Chamberlain an.

Aber »nur ganz bestimmte, beschränkte Blutmischungen sind für die Veredelung einer Rasse respektive für die Entstehung einer neuen förderlich. Auch hier wieder liefert uns die Tierzüchtung die klarsten, unzweideutigsten Beweise. Die Blutmischung muß zeitlich beschränkt, außerdem muß sie eine zweckmäßige sein; nicht alle beliebigen Vermischungen, sondern nur bestimmte können die Grundlagen zur Veredelung abgeben. Mit zeitlicher Beschränkung will ich sagen, daß die Zufuhr neuen Blutes möglichst schnell vor sich gehen und dann aufhören muß.« (S. 284.)

Andauernde Blutmischung bedeutet einen »unheilvollen, verderbnisbringenden Zustand, eine *Versündigung gegen die Natur*«, die für Chamberlain durch Fuchsterriers und Kotschinchinahühner repräsentiert wird. In der Natur gibt es jedoch keinen Züchter, der die Zuchtpaare zweckmäßig auswählt und die Zufuhr neuen Blutes so leitet, daß sie möglichst schnell vor sich geht und dann aufhört. Und auch der Mensch wird heute noch nicht künstlich gezüchtet. Unter den Chamberlainschen Bedingungen haben sich noch nie Menschen gepaart.

Freilich, wie die Haustiere neigt auch der Mensch dazu, durch Arbeitsteilung und Spezialisierung sich einseitig zu entwickeln. Diese Einseitigkeit wird leicht dort überwunden, wo in den Generationen die Berufe wechseln. Sie kann einen hohen Grad erreichen, wenn der Beruf erblich ist. Das wird am ehesten dann der Fall sein, wenn die Einseitigkeit des Berufs nicht sozialen, sondern natürlichen Eigentümlichkeiten entspringt, einem besonderen natürlichen Milieu, dem die Produktionsweise angepaßt ist. Namentlich die geistigen Charaktere (das heißt das Nervensystem), die ja viel variabler und anpassungsfähiger sind als die körperlichen (Skelett und Muskeln usw.), können da die extremsten Formen erreichen, bei einem Reitervolk zu blutdürstiger Wildheit, bei einem Volke von Ackerbauern zu feigster Weichlichkeit; in der Vereinsamung nebliger Gebirgswelt zu düsterem, grübelndem Mystizismus, in reger Geselligkeit unter einem ewig blauen Himmel zu übermütigstem, leichtsinnigstem Frohsinn werden. Die Mischung solcher Elemente kann da sehr glückliche Ergebnisse liefern.

Sie muß aber namentlich dort von größtem Vorteil sein, wo fortgesetzte Inzucht manchen Einseitigkeiten einen krankhaften Charakter verliehen hat. Gewiß muß Inzucht nicht unter allen Umständen schädlich wirken. Sie führt aber anerkanntermaßen zu rascher Degeneration dort, wo krankhafte Veranlagungen auftreten. Das gibt auch Zollschan zu, obgleich er sich sehr für die Inzucht erwärmt:

Die Inzucht ist, wenn nicht gewisse Noxen, wie Tuberkulose, Lues, Alkoholismus, Psychosen sich in einer Familie eingenistet haben, auch bei sehr engen Verbindungen innerhalb der gleichen Familie nicht so schädlich, als man gewöhnlich glaubt. Wenn konstitutionelle pathogene Keime da sind, so wachsen diese allerdings dadurch ins Ungemessene; gesunde Grundanlagen aber werden dadurch nicht ruiniert. (Das Rassenproblem, S. 266.)

Je mehr sich die Zivilisation entwickelt, desto künstlicher, unnatürlicher das Milieu, in dem die Mehrheit lebt. Immer mehr Menschen müssen in der Stadt, in geschlossenen Räumen arbeiten, immer einseitiger wird das Nervensystem angestrengt. Alles das macht den Organismus immer empfänglicher

für Krankheitskeime. Und gleichzeitig wirkt die Ausdehnung des künstlichen Milieus dahin, die Wirkungen des Kampfes ums Dasein mit der umgebenden Natur immer mehr einzuschränken, kranken Organismen das Leben zu verlängern, die Fortpflanzung zu ermöglichen. Unter diesen Umständen muß Inzucht besonders verderblich wirken, ist die Mischung verschiedenartiger Elemente von besonderem Vorteil. Die wachsende Mischung der Rassen infolge des wachsenden Verkehrs dürften wir wohl als eine der stärksten Gegenwirkungen gegen die Tendenz zur Verschlechterung der »Rasse« durch die Zivilisation betrachten. Je mehr die Abkehr von der Natur fortschreitet, desto notwendiger die Mischung der Rassen.

Unsere Anthropologen sind denn auch weit entfernt davon, in der Rassenmischung ein Unglück zu sehen — wenigstens jene nicht, die die Frage der menschlichen Rassen am Menschen und nicht im Hühnerstall oder beim Kunstgärtner studieren.

In dem schon mehrfach zitierten Vortrag vor dem Rassenkongreß äußerte sich Luschan auch über die Frage der Rassenmischung:

Wir alle wissen, daß eine gewisse Blutmischung stets von größtem Vorteil für eine Nation war. England, Frankreich, Deutschland zeichnen sich in gleicher Weise durch die große Mannigfaltigkeit ihrer Rassenelemente aus. In bezug auf Italien wissen wir, daß im Altertum und zur Zeit der Renaissance »Barbaren« des Nordens den Sauerteig des großen Fortschritts von Kunst und Zivilisation bildeten; und selbst die slawische Einwirkung war auf diese Bewegung nicht ohne Einfluß. Die glänzende alte Zivilisation Kretas stammte, wie es scheint, auch nicht ausschließlich von Eingeborenen ab. Ebenso wissen wir, daß die alte Zivilisation Babyloniens einer Mischung zweier verschiedener Rassenelemente entsprang. Dagegen finden wir eine fast ungemischte Bevölkerung in den meisten Teilen Rußlands und im Innern Chinas, und dabei eine Rückständigkeit in der Entwicklung. (S. 22.)

Abgeneigt zeigt sich wohl Luschan einer Mischung zwischen Weißen und Farbigen. Doch drückt er sich da sehr vorsichtig aus:

Wir sind alle mehr oder weniger geneigt, eine Mischung von Europäern mit dem größeren Teile der fremden Rassen abzulehnen oder zu verurteilen. »Gott schuf den weißen Mann, und Gott schuf den schwarzen Mann, aber der Teufel schuf den Mulatten,« sagt ein bekanntes Sprichwort. In Wirklichkeit befinden wir uns in vollständiger Unwissenheit über die moralischen und intellektuellen Fähigkeiten der Mischlinge. Es wäre absurd, von der Vereinigung eines nichtsnutzigen Europäers mit einem ebenso nichtsnutzigen schwarzen Weibe Kinder zu erwarten, die auf der Höhe der Zivilisation marschieren, und wir kennen viele Mischlinge, die völlig tadellos sind, aber wir besitzen keine gute Statistik über die Eigenschaften von Mischlingen im Vergleich zu jenen der Eltern.

Man sieht, Luschan ist weit entfernt davon, die populäre Auffassung zu akzeptieren, die Zollschan so leichthin als feststehende Wahrheit proklamiert, daß Mischlinge nur die Fehler und Laster ihrer Erzeuger produzieren und nicht auch ihre Tugenden.

Für Mischlinge weißer Rassen behauptet er das gerade Gegenteil. Für die von Weißen und Farbigen erscheint ihm die Sache noch nicht ausreichend bewiesen.

Irgendein Grund für die Verschlechterung des Charakters durch die Rassenmischung wird nirgends angegeben. Zollschan wie Chamberlain selbst

geben zu, daß Mischlinge oft den Eltern an körperlicher Kraft, an Schönheit, auch an Begabung überlegen seien. Aber der Charakter, der leide. Warum die Verschlechterung der Rasse gerade im Charakter zutage treten soll und in keinem anderen Merkmal, das ist einmal ein Faktum, das keiner Erklärung bedarf.

Merkwürdig, daß die Schäden der Rassenmischung sich ausschließlich auf dem Gebiet zeigen sollen, auf dem sie sich am wenigsten kontrollieren lassen. Nichts ist subjektiver als die Beurteilung des Charakters eines anderen. Sein Äußeres, seine Kraft, seine Begabung sind objektiver Messung fähig. Der Eindruck seines Charakters auf mich hängt zum großen Teil davon ab, ob ich in freundschaftlichen oder feindseligen Verkehr mit ihm trete. Wer der Parteien Haß und Gunst erfahren, dessen Charakterbild schwankt bekanntlich in der Geschichte. Derselbe Mensch äußert ganz andere Züge gegenüber seinen Freunden als seinen Gegnern. Er kann der zärtlichste, weichste Familienvater sein und der hartherzigste Wucherer oder Sklaventreiber. Andererseits wird auf einen Menschen dieselbe Äußerung eines anderen ganz verschiedenen Eindruck machen, je nachdem dieser andere Schulter an Schulter mit ihm kämpft oder sein Leben bedroht. Der Charakter äußert sich nur im Verhalten zu anderen Menschen, seine Äußerungen hängen ganz ab von der Art seiner Beziehungen zu ihnen, und ebenso hängt davon die Auffassung dieser Äußerungen durch Dritte ab. Mit einem Wort, weit mehr als in der Körpergestalt, in der Kraft, der Fähigkeit des einzelnen tritt in seinem Charakterbild das soziale Moment, die Wirkung des Milieus in den Vordergrund. Das Moment der Vererbung erscheint hier am variabelsten und am schwersten für sich allein zu erkennen.

Suchen wir aber nach den sozialen Momenten, die bewirken, daß Mischlinge zwischen Weißen und Farbigen meist als schlechte Charaktere erscheinen, dann brauchen wir nicht weit zu suchen. Wir brauchen bloß auf die »Bastarde« zurückzugreifen, die in Europa von Eltern gleicher Rasse gezeugt werden und die sich von anderen Kindern im Lande nur dadurch unterscheiden, daß sie so unglücklich sind, jener ökonomischen und gesellschaftlichen Unterstützung zu ermangeln, die die Gesellschaft und das Gesetz den ehelichen Kindern angedeihen lassen.

Schlimmeres wird auch von den Mischlingen in den Kolonien nicht gesagt als das, was von den unehelichen Kindern europäischer Eltern »reiner Rasse« festgestellt wird:

> In jeder Beziehung, nach Körper, Geist und Sitte bilden sie im ganzen ein schwächliches, mehr oder weniger verkommenes Geschlecht. Die einfache Tatsache, daß sie aus unehelichen, illegitimen Geburten hervorgingen, wird für sie eine mächtige Ursache von Krankheit und Tod, schon vor wie nach der Geburt und durchs ganze Leben. Für die ganze Erkrankungssumme wie für die Todesfälle jedes Landes liefern sie jahraus jahrein ein sehr bedeutendes und dazu ständig im Steigen begriffenes Kontingent für gewöhnliche Erkrankungen wie für Geisteskrankheiten, Blödsinn, für Selbstmord wie für Verbrechen aller Art. Im Verhältnis zu ihrer Zahl ungleich häufiger denn andere füllen sie unsere öffentlichen Anstalten, vom Gebär- und Waisenhaus bis zum Spital und Kerker. (Österlen, Medizinische Statistik, S. 200.)

Warum sollte das, was von diesen unglücklichen Parias unserer Gesellschaft gilt, nicht auch auf die Mischlinge in den Kolonien zutreffen, die doch

fast alle uneheliche Kinder sind — vielfach von Gesetzes wegen, denn christliche Regierungen, denen nichts mehr am Herzen liegt als der Schutz der Ehe und Familie, gestatten weißen Männern wohl, farbige Weiber als Konkubinen zu gebrauchen, nicht aber sie zu ehelichen und ihren Kindern den Schutz eines Vaters angedeihen zu lassen.

Es wäre kein Wunder, wenn die farbigen Bastarde ein ebenso klägliches Bild böten wie die weißen, und es würde nicht im geringsten beweisen, daß ihre Minderwertigkeit Folge ihrer Mischung und nicht ihrer sozialen Lage sei. Wir finden aber in der Regel, daß die Bastarde der Barbaren weit besser gedeihen als die unehelichen Kinder der Zivilisation, was natürlich auch wieder nicht beweist, daß Mischlinge zwischen Europäern und Farbigen höher stehen als Kinder, deren beide Eltern Europäer sind. Ihre Minderwertigkeit ist auf keinen Fall erwiesen. Unter günstigen Umständen können solche Mischlinge sogar eine hohe Leistungsfähigkeit an den Tag legen.

So spricht zum Beispiel Ratzel in seiner Völkerkunde mit großer Achtung von den »Bastaards«, Sprößlingen aus weißem und hottentottischem Blut, die die Hottentotten auf eine höhere Stufe gehoben hätten. Daran knüpft er folgende Bemerkung:

Von den Europäermischlingen wird auch in Südafrika, ganz wie in Indien und in Südafrika, kurzweg behauptet, daß sie die Fehler ihrer beiderseitigen Eltern, aber nichts von den Tugenden derselben besäßen. Und dort wie hier ist daran so viel wahr, daß allerdings die Mischlinge selten alle Vorzüge des europäischen Vaters und alle Tugenden der farbigen Mutter miteinander vereinigen. Hieran trägt aber die Mischung des Blutes weniger schuld als die eigentümliche, wenig günstige Erziehung, welche diesen Leuten nach der Natur ihrer Stellung zwischen zwei weit voneinander gesonderten Rassen zuteil wird und zuteil werden muß. Es ist selbstverständlich, daß die Sorge für ihre Erziehung der Mutter anheimfällt, und daß also die ersten Eindrücke des jungen Mischlings inmitten der niedrigeren Rasse gewonnen werden. Heranwachsend mag er die Überlegenheit fühlen, die ihm in der Regel in geistiger Beziehung und oft auch in körperlicher sein Anteil helleren Blutes verleiht; aber von der Rasse, der sein Vater angehört, wird er nicht aufgenommen, ihr gilt er als Farbiger bei allen besseren Eigenschaften, die er als Mischling ererbt haben mag. Er wächst also in der Regel mit weniger Erziehung und Bildung auf, als er bei seinen Fähigkeiten nötig hätte, und daß er unter diesen Umständen nicht immer den besten Gebrauch von seinen Gaben macht, ist selbstverständlich. An geistiger Begabung, Energie und oft selbst an Körperkraft oder wenigstens an Lust und Trieb zur Verwendung derselben den Farbigen überlegen, entbehrt er der Gabe der Zufriedenheit mit der niedrigsten, gedrücktesten Lage und der phlegmatischen Unempfindlichkeit gegen Entbehrungen jeder Art, welche jene auszeichnet. (Völkerkunde, I, S. 115, 116.)

Mit anderen Worten, die »Verschlechterung« des Charakters der Mischlinge besteht darin, daß sie weniger bequeme Ausbeutungsobjekte, daß sie geneigter zur Empörung gegen ihre Knechtung sind als die »reine« farbige Rasse!

Bemerkenswert ist das Urteil, zu dem Sidney Olivier gelangte, der eine Reihe von Jahren hindurch Gouverneur von Jamaika war, wo eine starke Mischlingsbevölkerung besteht. 1891 zählte man dort nur 15 000 Weiße, 122 000 Mischlinge und etwa eine halbe Million Neger. Er schätzt die letzteren sehr hoch ein, erwartet noch Bedeutendes von ihrer Entwicklung. Aber zurzeit freilich sind die Weißen ihnen weit überlegen. Da sind die Mischlinge gesellschaftlich von großem Vorteil:

Das Ergebnis der Rassenmischung, ob legitim oder illegitim, bedeutet einen Kraftzuwachs für das Gemeinwesen und unter günstigen Bedingungen einen Fortschritt über den reinen Afrikaner hinaus. Trotz alles dessen, was man zur Begründung des Vorurteils gegen die Rassenmischung vorbringen mag — eines Vorurteils, das ich einmal uneingeschränkt teilte —, bin ich überzeugt, daß jene Klasse, so wie sie besteht, einen wertvollen und unentbehrlichen Bestandteil jedes westindischen Gemeinwesens bildet und daß eine Kolonie von Schwarzen, Mischlingen und Weißen weitaus größere organische Kraft und bessere Aussichten besitzt als eine Kolonie, in der es bloß Weiße und Schwarze gibt. Einem Gemeinwesen, das bloß aus Weißen und Schwarzen besteht, droht in viel höherem Maße die Gefahr, daß es ein Gemeinwesen von Unternehmern und Sklaven bleibt.... Ein bezeichnendes Licht auf das Vorurteil gegen die Farbigen in gemischten Gemeinwesen wird durch die Tatsache geworfen, daß jenes Vorurteil sich mehr gegen die Mischlinge wendet als gegen die Schwarzen. Ich glaube, dies rührt hauptsächlich daher, weil die Mischlinge als Zwischenform eine Brücke zum Aufstieg darstellen und dadurch das ökonomische und soziale Übergewicht der Weißen bedrohen oder zu bedrohen scheinen, die bisher die herrschende Aristokratie solcher Gemeinwesen bilden. Diese Eifersucht oder Entrüstung ist schärfer ausgesprochen als der angebliche natürliche Instinkt des Rassenhasses. (Sidney Olivier, White Capital and coloured Labour. London, Independent Labour Party, 23 Bride Lane, 1906, S. 37 bis 39. Das Büchlein enthält eine Reihe von Aufschlüssen, die von größter Wichtigkeit für jeden sind, der sich mit praktischer Kolonialpolitik beschäftigt.)

Trotz der günstigen Resultate so mancher Mischung zwischen Negern und Weißen ist es dennoch begreiflich, wenn selbst Forscher, die den Farbigen mit Sympathie gegenüberstehen, eine Vermischung zwischen Weißen und Farbigen verurteilen. Das hat jedoch kaum etwas mit den Gesetzen der Vererbung zu tun, sondern eher mit Ethik und Ästhetik.

Diese Abneigung bezieht sich auf geschlechtliche Verbindungen, die dort entstehen, wo eine weiße unbeweibte Herrenklasse in den Kolonien unbeschränkt über rechtlose Eingeborene herrscht. Ihre Vereinigung wird da nicht den Charakter freier Liebeswahl, sondern den der Prostituierung oder vielmehr Notzüchtigung der Frauen tragen. Diese gewalttätige Form der »Rassenmischung« ist sicher abzulehnen, aber mit der Frage der Vererbung hat das nichts zu tun.

Am allerwenigsten aber mit der Frage, ob das Judentum als reine Rasse durch künstliche Absonderung und Ausschließung jeder Mischehe aufrechtzuerhalten ist.

Wir haben gesehen, daß das Judentum in keinem Sinne eine reine Rasse ist; wir haben ferner gesehen, daß selbst Mischungen entfernter Rassen vorteilhaft sein können, und endlich, daß Mischungen verwandter Rassen in der Regel von höchstem Vorteil sind. Warum sollten gerade jüdische Mischehen so verderblich wirken? Im Gegenteil, man könnte sagen, keine Mischung der europäischen Bevölkerung verspricht bessere Resultate als die von Juden und Nichtjuden. Keine Schicht ist mehr einseitig städtisch entwickelt, in keiner hat Inzucht bei ungünstigen hygienischen Bedingungen schlimmer gewirkt als bei den ersteren.

Zollschan meint, die »Inzucht innerhalb eines Menschenkreises von zehn bis elf Millionen« habe mit der »Inzucht im engen Verwandtenkreis nicht mehr die leiseste Ähnlichkeit«. Aber die Sache liegt doch nicht so, daß die gesamte Judenschaft auf einem Gebiet beisammenwohnt und untereinander heiratet. Für die Juden in Wilna kommen die Jüdinnen in Marokko und

Jenem als Ehegesponse nicht in Betracht. Das gäbe ja vielleicht eine gute Mischung. Aber die Juden bilden in vielen Gegenden nur einen sehr engen Kreis, und da kommt es leicht zu Verwandtenehen, wenn dieser Kreis nicht überschritten werden soll oder kann.

Man könnte jedoch vielleicht noch von einer anderen Inzucht reden als der familialen. Die Blutsverwandtschaft allein scheint bei Ehen kein schädliches Moment zu sein. Sie wird es nur durch die Wahrscheinlichkeit, daß die gleichen krankhaften Anlagen von beiden Ehegatten ererbt sind und dadurch in verstärktem Maße auf ihre Kinder übertragen werden. In gleichem Maße wie *vererbte* können aber auch *erworbene* Schädigungen auf die Nachkommenschaft wirken, wenn sie sich bei beiden Eltern finden. Diese Gemeinsamkeit erworbener Schädigungen wird am leichtesten dort eintreten, wo beide Ehegatten wie eine Reihe ihrer Vorfahren unter den gleichen Bedingungen lebten und arbeiteten. Man könnte in dieser Beziehung neben der familialen Inzucht auch von einer beruflichen oder sozialen Inzucht reden. Je schädlicher und einseitiger die gemeinsamen Arbeits- und Lebensbedingungen der beiderseitigen Vorfahren waren, desto gefährlicher muß die Inzucht innerhalb des Berufs für die Nachkommenschaft werden, desto notwendiger die Mischung mit Angehörigen anderer Berufe oder Klassen, um so notwendiger freilich auch technische und soziale Reformen zur Abstellung der Schädlichkeiten und Einseitigkeiten.

Darwin meint auch, Veränderung der Lebensbedingungen sowie die Kreuzung von Individuen, die verschiedenen Lebensbedingungen ausgesetzt waren, sei vorteilhaft, wenn die Veränderung, der man sie aussetze, nicht zu groß sei.

> Es scheint mir, daß einerseits geringe Veränderungen in den Lebensbedingungen aller organischen Wesen vorteilhaft sind, und daß andererseits schwache Kreuzungen, nämlich zwischen Männchen und Weibchen derselben Art, welche unbedeutend verschiedenen Bedingungen ausgesetzt waren oder unbedeutend variiert haben, der Nachkommenschaft Lebenskraft und Stärke verleihen. (Entstehung der Arten, S. 348.)

Unter der Einförmigkeit der Lebensbedingungen haben am meisten die Juden zu leiden, da sie über die geringste Mannigfaltigkeit von Berufen in ihren Reihen verfügen und ihnen vor allem die stete Auffrischung durch bäuerliches Blut fehlt. Und gerade dort, wo sie in größeren Massen zusammenwohnen, wo also die Gefahr von Inzucht der Blutsverwandtschaft geringer ist, sind ihre Lebensbedingungen die einförmigsten und ungünstigsten, ist die Gefahr beruflicher und sozialer Inzucht für sie am größten.

Keine Volksschicht hat mehr zu gewinnen durch Beimischung nichtjüdischen, mehr oder weniger bäuerlichen Blutes als die Judenschaft.

Die Juden haben daher nicht den mindesten Grund, aus Furcht vor ihrer Assimilierung den einzigen Rettungsweg zu verschmähen, der ihnen offensteht: *die energische Anteilnahme am Klassenkampf des Proletariats.*

Der Zionismus ist eine undurchführbare Utopie. Andererseits ist der Liberalismus nicht mehr imstande und kaum noch gewillt, durchzusetzen, was er bisher versäumt hat. Dazu schwindet ihm immer mehr die Kraft und der Rückhalt in der Bevölkerung. Wo er noch nicht die volle Emanzipation

der Juden, nicht bloß die gesetzliche, sondern auch ihre gesellschaftliche Gleichberechtigung durchgesetzt hat, wird er sie nicht mehr erreichen.

Die kapitalistischen Juden selbst geben sich überall mit dem Erreichten zufrieden. Ist es auch nicht immer das, was sie wünschen, so besitzen sie doch durch ihren Besitz Macht genug, kleine Unbequemlichkeiten zu überwinden, selbst in Rußland. Und auch, wo dies nicht der Fall, erscheinen ihnen diese Unbequemlichkeiten nicht groß genug, ihretwillen eine Revolution zu riskieren. Das kapitalistische Judentum selbst wird konservativ und findet sich mit dem Bestehenden ab.

Als einzige Kraft, die das Bestehende gründlich umwälzen und jegliche Unterdrückung, jegliche gesetzliche und soziale Ungleichheit beseitigen muß, wenn sie sich befreien will, bleibt das Proletariat übrig. Nur noch das siegreiche Proletariat kann dem Judentum volle Emanzipation bringen, an seinem Siege ist das gesamte Judentum interessiert, soweit es nicht am Kapitalismus hängt.

Sicher bedeutet die Befreiung des Judentums um so eher seine Auflösung, je gründlicher sie vollzogen wird.

Der Schwerpunkt der Judenfrage liegt heute in Rußland. Siegt dort die Revolution, bringt sie den Juden volle staatsbürgerliche Gleichheit und ökonomisches Gedeihen in einer aufblühenden Industrie, so hört die jüdische Emigration nach dem Westen auf. Damit wird der Prozeß der jüdischen Assimilierung, der schon so weit vorgeschritten war, jedoch in den letzten Jahrzehnten ins Stocken kam, von neuem in Fluß kommen. Selbst in England und in Amerika wird sich die Assimilierung der neu zugezogenen russischen Juden rasch vollziehen. Hört der Zuzug aus Rußland auf, dann wird wahrscheinlich schon die zweite, sicher die dritte Generation der Juden des Londoner Eastend und New Yorks nicht mehr Jiddisch verstehen, sondern Englisch sprechen, nicht mehr in einem Stadtteil in einigen Schwitzgewerben eng zusammengedrängt ein dürftiges Leben fristen, sondern über das ganze Land verbreitet in den verschiedensten Beschäftigungen in gleicher Weise ein Fortkommen finden wie die übrige Bevölkerung. Und die Religion wird ihr sehr gleichgültig geworden sein. Damit wird ihr Judentum ausgelöscht.

Langsamer wird sich der Prozeß in Rußland selbst vollziehen. Er kann aber auch dort nicht ausbleiben, trotzdem der Emanzipationskampf der Juden dort zurzeit zu einer stärkeren Hervorhebung ihrer Eigenart führt.

Wie bei anderen Völkern, die unter einer Herrenklasse standen, durch sie von der modernen Kultur abgeschlossen wurden, haben auch die Juden Rußlands, sobald sie ein Streben nach Unabhängigkeit entwickelten, auch eine Literatur in ihrer bisher literaturlosen Sprache geschaffen. Eine jiddische Literatur ist erstanden, ein jiddisches Theater, eine jiddische Presse, die in Amerika über zwei tägliche Zeitungen und zwei Zeitschriften verfügt und auch in Rußland einen großen Aufschwung genommen hat.

Die »jiddische« Tagespresse übertrifft nach zehn Jahren des Bestandes in der Größe ihrer Auflagen die polnische und steht heute in dieser Beziehung in Rußland an erster Stelle nach der eigentlichen russischen. (Hersch, Le juif usw., S. 9.)

Die Produkte und Mittel eines regen nationalen Lebens der russischen Juden werden noch wachsen und sich kräftigen, solange der Kampf um die jüdische Freiheit vorwärtsgeht. Aber das, was man die jüdische Nation nennt, kann nur siegen, um unterzugehen.

Sie vermöchte sich nur zu erhalten durch engstes Zusammenwohnen der Juden. Die Berufe, auf die sich die Masse der Juden Rußlands konzentriert, vertragen aber zum großen Teil eine derartige Zusammendrängung nicht. Sie können nur gedeihen, wenn sie gemischt sind mit größeren Massen anderer Berufe, in denen die nichtjüdische Bevölkerung überwiegt. Gerade die erzwungene Zusammendrängung auf einen kleinen Raum, die heute den Schein einer jüdischen Nationalität schafft, schafft auch das jüdische Elend. Mit diesem werden auch die Bedingungen der jüdischen Nationalität schwinden. Das Judentum muß nach dem Siege der Revolution die Freizügigkeit in Rußland dazu benutzen, um sich über den ganzen Staat zu verbreiten. Das wird für beide Teile von großem ökonomischen und geistigen Nutzen sein, aber die Juden drängen, die Sprache ihrer Umgebung zu sprechen, womit ihre Assimilierung eingeleitet wird. Diese wird noch gefördert werden dadurch, daß in einem freien Rußland die intellektuelle Hebung der Gesamtbevölkerung eine der wichtigsten Aufgaben des Gemeinwesens sein wird. Nur aus dem Antisemitismus, aus der Verfolgung zieht das Judentum als besondere, von seiner Umgebung abgesonderte Korporation seine Existenz. Ohne die Verfolgung wäre es längst aufgesogen worden. Es muß mit ihr verschwinden.

Haben wir das zu bedauern?

Das hängt natürlich ganz von dem Standpunkt ab, den man einnimmt. Es scheint mir jedoch, daß für den Juden selbst das Getto, die Lebensform des Judentums, keine Erscheinung ist, die sehnsüchtige Erinnerungen wachruft. Noch weniger als der konservative Jude haben aber die Freunde des menschlichen Fortschritts irgendeine Ursache, dem Judentum eine Träne nachzuweinen.

Wir haben gesehen, wie das Judentum die Eigenschaften des Städters in höchster Potenz entwickelt. Es sind gerade jene geistigen Eigenschaften, deren der Fortschritt der Menschheit unter den gegebenen Verhältnissen am meisten bedarf. So hat denn auch die winzige Zahl von Juden Westeuropas eine erstaunlich hohe Zahl bahnbrechender Geister geliefert, eine stolze Reihe von Spinoza bis Heine, Lassalle und Marx.

Aber dasselbe Judentum, in dem sich jene gewaltigen geistigen Fähigkeiten entwickelten, es wurde immer ungeeigneter, sie zu betätigen. War das Judentum bis tief ins Mittelalter hinein neben der katholischen Kirche ein Element des Fortschritts gewesen, so verschloß es sich seitdem, ebenso wie diese, jedem weiteren Fortschritt; ja noch mehr als diese wegen seiner Enge und seiner strengen Absonderung von der nichtjüdischen Welt, die ihren Gesichtskreis seit dem fünfzehnten Jahrhundert ungeheuer erweiterte und eine Ära ständiger geistiger Revolutionen einleitete. Das Judentum, zusammengehalten im Getto durch seine Orthodoxie, blieb von dieser Umwälzung der Geister gänzlich unberührt, es stellte sich feindlich dem neuen Denken gegenüber. Die Geistesriesen, die das neuere Judentum hervorgebracht hat, sie konnten ihre Kräfte erst entfalten, nachdem sie die Schranken des Judentums gesprengt hatten. Sie wirkten ohne Ausnahme außerhalb dieser Schranken im Bereich der modernen, ebenso nichtjüdischen wie unchristlichen Kultur und oft in vollem und bewußtem Gegensatz zum Judentum — worunter hier immer, um es nochmals zu bemerken, nicht etwa die Gesamtzahl der Juden, sondern die in einer besonderen Korporation zu-

sammengefaßten und als solche von der übrigen Menschheit abgesonderten Juden zu verstehen sind. Selbst die Vorkämpfer des Zionismus, die Herzl, Nordau, Zangwill, bedienen sich der Weltsprachen und nicht des »Jiddischen«. Die Juden sind ein eminent revolutionärer Faktor geworden, das Judentum aber ein reaktionärer. Es ist ein Bleigewicht am Fuße der vorwärtsdrängenden Juden selbst; einer der letzten Überreste aus dem feudalen Mittelalter, ein soziales Getto, das sich im Bewußtsein noch behauptet, nachdem das greifbare Getto schon verschwunden ist. Wir sind nicht völlig aus dem Mittelalter heraus, solange das Judentum noch unter uns existiert. Je eher es verschwindet, desto besser für die Gesellschaft und die Juden selbst.

Dies Verschwinden bedeutet keineswegs einen tragischen Prozeß, wie etwa das Aussterben der Indianer oder der Tasmanier. Es bedeutet nicht einen Untergang in Stumpfsinn und Verkommenheit, sondern ein Aufsteigen zu höherer Kraft, zu Wohlstand und Gedeihen, die Erschließung eines ungeheuren Feldes der Betätigung. Es bedeutet nicht den Umzug aus einer mittelalterlichen Ruine in eine andere, nicht den Übergang aus dem orthodoxen Judentum in das kirchliche Christentum, sondern die Schaffung neuer, höherer Menschen.

Ahasver wird dabei endlich zur Ruhe kommen. Er wird fortleben in der Erinnerung als der größte Dulder der Menschheit, der am meisten von ihr gelitten, der ihr am meisten geschenkt.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.